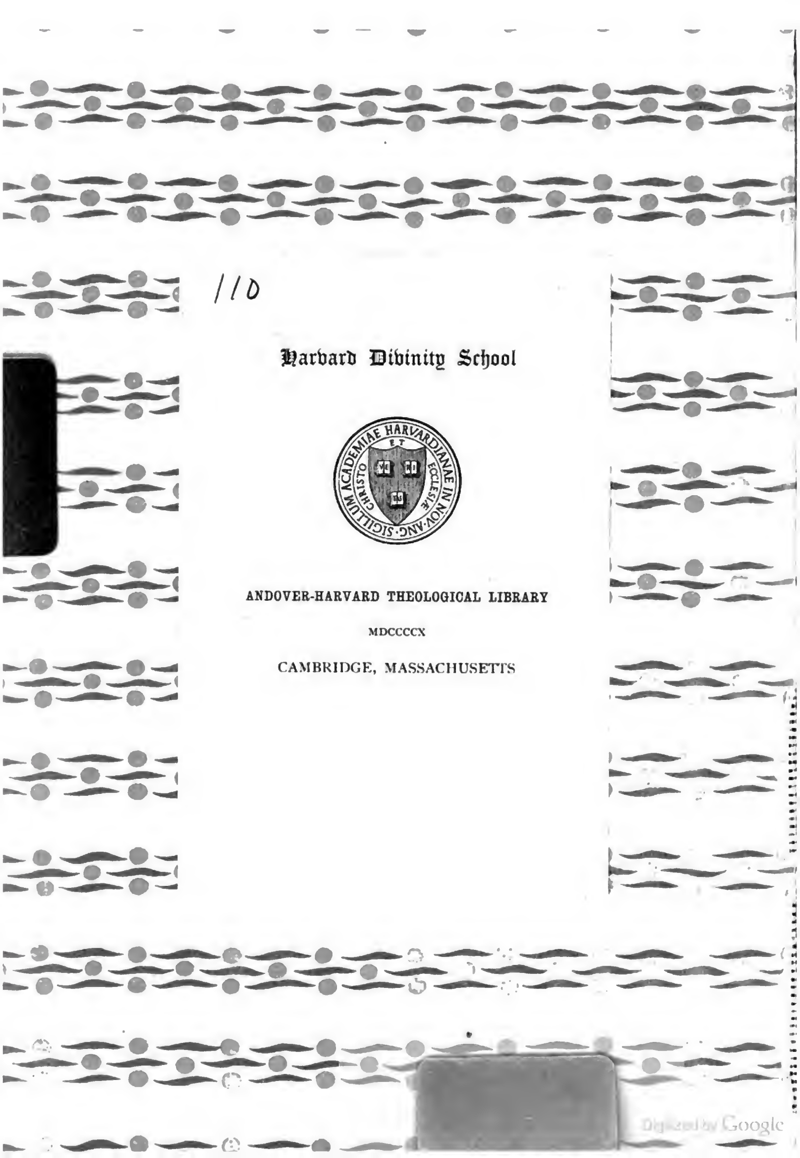
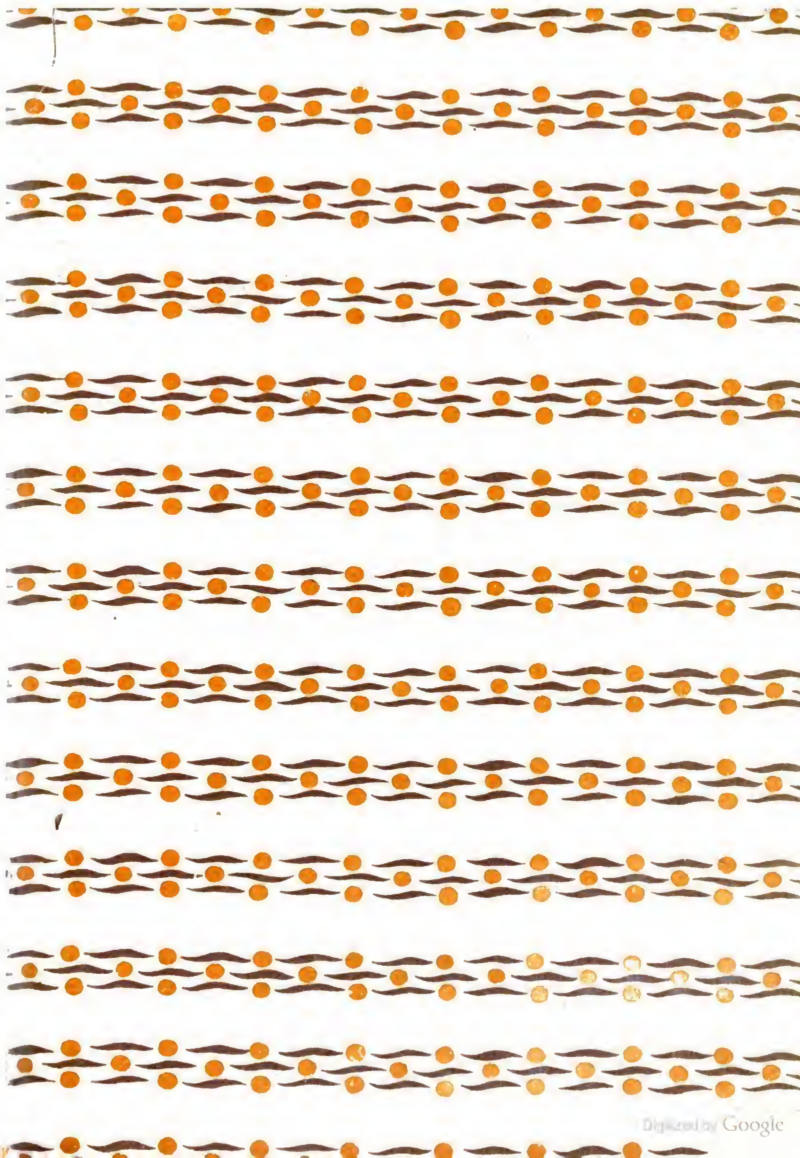
Über Religionen und Religion

Julius Baumann


110
Harvard Divinity School
CHRISTO ET ECCLESIAE
SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
VE RI TAS
ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL LIBRARY
MDCCCCX
CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS



Über Religionen und Religion.

Worte zur Verständigung

von

Dr. Jul. Baumann,
ordentlichen Professor der Philosophie an der Universität Göttingen.



Langensalza
Hermann Beyer & Söhne
(Beyer & Mann)
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler
1905

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

Vorwort.

Dafs alle Religionen Hoffnungsgefühle seien, und dafs das Hoffnungsgefühl auch mit strenger Wissenschaft vereinbar bleibe, legen diese Blätter dar. Indem so allen Religionen ein Wahrheitsgehalt zugeschrieben werden kann, ist eine Nebenfolge, dafs die Menschheit nicht mehr überwiegend eine »Masse des Verderbens« ist, sondern eine Gattung vervollkommnungsfähiger Wesen, die in einer Reihe von Generationen fortgeschritten sind nicht blofs in Kultur, auch in Moral, auch in Religion.

In den Fragen über das Urchristentum und über die Gewifsheit des Christentums habe ich die gleiche streng wissenschaftliche Methode angewendet, welche wir dem Konfuzianismus, dem Buddhismus usw. gegenüber üben. Auf Grund der gleichen Strenge halte ich fest an dem Eigentümlichsten in Jesu, der Nächstenliebe selbst mit Opfern, durch welche das Christentum zuerst die Aufmerksamkeit gebildeter Heiden auf sich zog, die es nie ganz verlassen hat, und die auch heute durch die modernwissenschaftliche Erkenntnis der menschlichen Natur nicht gedämpft, nur reguliert werden mufs.

Januar 1905. Baumann.

Inhalt.

Berichtigung.

S. 105 Z. 5 u. 13 v. u. lies *οἰκουμένη* statt *οἰκουμέυη*.

Die jetzige Wiederbelebung der Religionen.

Es herrscht bei uns eine religiöse Erregung von mannigfacher Art. Im Protestantismus schliefst sie sich an die sogenannte modernwissenschaftliche Theologie, welche die Grundsätze der allgemeinen Geschichtswissenschaft und Philologie auch auf das alte und neue Testament anwendet. Von da aus hat Harnack die Wunder aufgegeben, soweit sie nicht Heilungswunder sind, wie sie bei nervösen Leiden noch heute vorkommen; die anderen Wunder sind nicht geschehen. Jesus ist nur in der Überzeugung, d. h. Meinung, seiner Jünger auferstanden. Das Wesen des Christentums ist zu entnehmen aus den 3 ersten Evangelien; Johannes ist schon eine freie religiöse Auffassung und nicht als Quellenschrift zu verwerten. Jesus hat die Vaterschaft Gottes und die Sohnschaft des Menschen gebracht und ein Leben in der Ewigkeit schon mitten in der Zeit geweckt. Kaftan, ein neuprotestantischer Dogmatiker, formuliert die Tatsache, um welche sich die Frömmigkeit bewege, als »Jesus Christus ist Gott geoffenbart im Fleische«. Ein Fehler des Harnackschen Buches ist ihm, dafs dem Leser zugemutet werde, persönliches Bekenntnis (Harnacks) als eine geschichtliche Darstellung zu acceptieren; es gebe sich als eine geschichtliche Dar-

stellung, obwohl es doch wenig von dem enthalte, wodurch eine geschichtliche Darstellung sich auszeichnen müſste. Cremer hat dem Harnackschen Buch den Standpunkt entgegengestellt, der vom Bewuſstsein der Sünde aus Erlösung in Christo angeboten und für ihn bewährt findet; er nimmt die paulinische Auffassung als die auch der übrigen Apostel samt Wundern und Auferstehung an. Versuche, das Johannesevangelium zu retten, fehlen nicht; von diesem ging ja aus die altkirchliche Dogmenbildung der Menschwerdung des Logos in Jesu und der Trinität, d. h. der Gewiſsheit, daſs Gott selbst sich in Jesu offenbart habe. Aber auch im Katholizismus ist eine lebhafte Erregung. Nach dem Wink des Papstes Leo XIII. wird allüberall der Versuch gemacht, mit dem groſsen aristotelisch christlichen Philosophen des Mittelalters, Thomas von Aquino († 1274), die katholische Auffassung als wissenschaftlich haltbar zu behaupten. Daneben sind innerhalb der katholischen Kirche Regungen nichtthomistischer Art in Deutschland, Frankreich, Nordamerika, welche die katholische Frömmigkeit nach ihrer liturgischen und dogmatischen Seite als durchaus mit moderner sicherer Wissenschaft vereinbar aufzeigen wollen. Eine Stimme aus Amerika formuliert das so: »Unsere hauptsächliche Pflicht ist zu handeln; zu diesem Zweck müssen wir uns immer auf den Glauben, die Hoffnung und die Liebe stützen, und die Bahn verfolgen, die sie uns vorzeichnen. Es ist eine Pflicht für den Christen, mit erfindungsreichem Eifer und geduldigen Bemühungen Mittel zu entdecken zu suchen, um dem Übel, dem Elend und der Armut aufzuhelfen.« Dieselbe Stimme hält an dem unfehlbaren Lehramt in der Kirche fest; denn bei den immer sich wiederholenden streitigen Meinungen sei eine solche Entscheidungsstelle durchaus erfordert. — Neben und innerhalb des Christentums bei uns besteht eine weit verbreitete, mehr nur sich untereinander bekannte religiöse Bewegung im Spiritismus und Okkultismus. Den französischen Spiritismus hat Allen Cardec (Rivail) auf dem Boden des Katholizis-

mus entwickelt. In der Lehre von der Wiederverleiblichung der Seele geht er darauf hinaus, die Möglichkeit, dafs alle Geister selig werden können, zu beweisen. »Die Geister werden reiner und edler durch die Prüfungen, denen sie im irdischen Leben unterworfen sind. Ein Dasein genügt nicht zur vollständigen Läuterung.« Spiritismus und Okkultismus haben in den Geistererscheinungen und Wundererweisungen Beziehungen zur indisch-brahmanischen und buddhistischen Welt, weisen auf dieselbe ausdrücklich hin. — Auch die schöne Literatur greift bei uns in die religiöse Bewegung ein: Tolstoi vertritt eine Neubelebung des Christentums mit wörtlicher Auslegung der Bergpredigt. Brunetière von der revue des deux mondes hat das Wort von dem Fiasko der Wissenschaften in Bezug auf die höchsten Fragen in Umlauf gesetzt. »Religion ist ein Aufschwung der Dankbarkeit und Liebe des Geschöpfes zu seinem Schöpfer.« Brunetière weist auf Villon's, des altfranzösischen Dichters, Mutter hin und ihr Wort: »Hohe Freude schafft das Paradies, zu dem mich Gott gebildet hat.« Religion mufs nach ihm volkstümliche Herzenssache sein, dabei Geheimnis. Er hat den Calvinismus als aristokratisch, den Katholizismus gerade als demokratisch hingestellt.

Von den ca. 1500 Millionen Menschen machen die Christen etwa $^1/_3$ aus, davon sind römisch-katholisch 230, griechisch-katholisch 98, Protestanten 103, sonstige Christen 5 Millionen.

Aber nicht blofs bei uns ist eine religiöse Erregung, auch durch die übrige Welt geht ein Aufraffen der Religionen zur Selbstbehauptung oder zur Abwehr. Im Islam (ca. 200 Millionen) ist eine panislamische Bewegung, unterhalten von den Khuans, einer Bruderschaft, die eine ekstatisch schwärmerische Begeisterung ausbildet entgegen der Bedrohung durch das Christentum. Selbst der Neu-Islam, zu dem Midhat, aber auch der damalige Scheich ül Islam gehörte, hält fest an der Einheit Gottes und der Profetie Muhammeds als Glaubenssätzen, an Gebet, Pilgerfahrt nach Mekka, Fasten und Almosen als gottesdienstlichen

Handlungen. Jene Glaubenssätze gelten ihm von der Erkennbarkeit durch die Vernunft ausgeschlossen, aber nicht gegen die Wissenschaft. In Britisch-Indien sind die Liberalen unter den dortigen 57 Millionen Muhammedanern eifrig im Versuch, den Islam mit der europäischen Kultur auszugleichen. In Asien und Afrika ist der Islam im Vorschreiten begriffen. — Im brahmanischen Indien (ca. 200 Millionen) erklären die Missionare selbst eine literarische Vertretung des Christentums für eine dringende Pflicht. Der Brahmanismus ist dort lebendig auch als Vedantaphilosophie, d. h. in der Fassung, wonach alle Körperwelt und auch die Vielheit der Seelen bloſse Täuschung oder Erscheinung ist, über welche die Seele hinausdringen kann zur Erkenntnis, daſs nur Eines wahrhaft und ewig ist, das Brahman, und daſs die Seele selber dies Eine und Ewige ist. Was das Volk betrifft, so ist nach einem Kenner des heutigen Indiens Liebe zu seinem religiösen Kultus eine Leidenschaft, eine Verzückung, ein verzehrendes Feuer, sie nimmt sein ganzes Denken gefangen. Einer der gröſsten Kenner der altindischen Literatur, der persönlich befreundet war mit vielen lebenden Indern, hat den Ausspruch getan, »auch der Inder, der von Brahma und Krischna spricht, meint nach meinem Dafürhalten den wahren Gott trotz aller abgöttischen Benennungen, die man ihm beilegt«. — Der Buddhismus (ca. 200 Millionen) hält fest daran, daſs nur die Loslösung vom Haften am Dasein, die Erkenntnis von den Leiden des Lebens und des Werdens Heil gibt, und bereitet sich ohne philosophische Spekulation, ohne die brahmanische Kasteiung durch ein Leben als Bettelmönch auf Nirvana, die Auslöschung, vor. In seinen gebildeten Vertretern rühmt er sich, seit c. 600 v. Chr. durch Buddha das zu haben, was dem europäischen Denken erst in Schopenhauer und von Hartmann näher gekommen sei. — Der Konfucianismus und das Altchinesentum (ca. 250 Millionen) mit seiner Ahnenverehrung ist noch kräftig: noch freut sich dort der Sterbende, wenn ihm sein prächtiges Sterbekleid gebracht

wird, darin bald den Geistern seiner Ahnen, die er treu im Leben geehrt hat, zu begegnen. Dafs die Bewegung gegen die Fremden wesentlich eine Bewegung gegen die Missionare ist, durch die man sich die altchinesische Art nicht will stören lassen, gestehen alle zu, welche die dortigen Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennen. — Die eigentlichen Heiden kann man noch auf 200 Millionen schätzen. Von den Schamanen in Mittelasien wird berichtet, dafs dieselben in ihren Verzückungen (sie sind von epileptischer Konstitution) Unterwelt und Oberwelt besuchen, und dafs dabei Sprache wie die besuchten Orte an Dantes divina comedia erinnern. Über ein Gespräch mit einem Regenmacher (Zauberer) in Afrika berichtet Livingstone, derselbe habe zwischen Christen und Heiden so unterschieden, dafs den Weifsen von Gott viele herrliche Vorzüge gegeben seien, ihnen, den armen Schwarzen, aber aufser dem Gebet um Regen noch gewisse Mittel, ihn herbeizuführen. Auf Livingstones Bemerkung: »aber helfen eure Mittel immer?« habe der Neger erwidert: »Und helfen eure Gebete immer?« Livingstone gesteht, darauf keine Antwort gewufst und geschwiegen zu haben. — Hamehameha I. (1789—1819), der Einiger der Hawaier, wird gerühmt von Europäern als an Verstandeskräften grofs, gröfser noch durch seine sittliche Kraft, die Macht und Reinheit seines Willens. Er blieb zeitlebens ein entschiedener Anhänger des Heidentums, des altgeheiligten Tabu.

In diesem Überblick sind die Juden vergessen, mindestens geschätzt auf 7 Millionen, von manchen auf 11. Maimonides schon (ca. 1200) sah im Islam und im Christentum einen Umweg Gottes zur Vorbereitung der Völker auf den künftigen wirklichen (jüdischen) Messias.

Unter den geschilderten Verhältnissen drängt sich die Erwägung auf: die Religionen, sowohl als wildwachsende (mythologische) wie die der geschichtlichen Religionsstifter, sind alle entstanden, ehe es die moderne (genaue, womöglich mit Mathe-

matik und Experiment verbundene) Naturwissenschaft und die kritische, die Quellen prüfende, Geschichtsbehandlung (samt Prähistorie) gab; kann nun die moderne Wissenschaft Licht werfen auf die religiösen Erscheinungen, ihre Mannigfaltigkeit, ihre Macht über die Gemüter in der Vergangenheit, ihre eventuelle Bedeutung für die Zukunft? Die moderne Wissenschaft hat die Gesamtauffassung der Natur vielfach umgestaltet, bei welcher Behauptung wir uns auf Tatsachen und unmittelbare Folgerungen aus solchen beschränken. Durch Galilei wurde erkannt, dafs ein Körper, der einen Stofs erhält, sich in gerader Linie ohne Ende fortbewegen würde, wenn er keinen Widerstand fände. Damit ist den sogenannten toten Körpern eine Art Unerschöpflichkeit der Bewegungskraft beigelegt, ganz anders als Mittelalter und Altertum sich die Materie dachten. Umgekehrt ist von der modernen Wissenschaft der menschliche Geist als sehr bedingt erkannt worden. Das unmittelbare Erleben schien Plato und scheint uns noch immer zu zeigen, dafs auf den Willen als inneren Vorsatz sich die Glieder unseres Leibes bewegen, aber diese innere Erlebung täuscht hier. Ein durch den Willen in Kontraktion versetzter Muskel erschlafft im Moment nach Durchschneidung des ihn versorgenden motorischen Nerven, auch wenn der Willensimpuls fortbesteht. Diese und analoge Erscheinungen führten zu der Überzeugung, dafs die Nerven die Leitungsbahnen sind, durch welche verschiedene Organe des Körpers mit dem Zentralorgan, dem Gehirn, als der Ursprungsstätte der Impulse in Verbindung stehen. Unser Wille verfügt auch keineswegs über alle vorhandene Muskelkraft. Falls ein Muskel durch willkürliche Kontraktion ermüdet ist, ist er doch noch einer kräftigen Zuckung fähig, wenn z. B. der Knall eines Revolverschusses uns erschreckt. Es ist das der sogenannte Touchreiz, den wir instinktiv anwenden bei ermunternden Zurufen; der Beifall hat in solchen Fällen eine anregende Wirkung, welche der blofse Vorsatz des Betreffenden nicht mehr hätte. — Manches, was in uns vorgeht,

merken wir gar nicht von selber. So braucht der Muskel zur Entwicklung seiner gröfsten Kraft Zeit, und gewöhnlich ist die Bewegung schon zu Ende, bevor er seine absolute Kraft hat entwickeln können. Das vom Muskel bewegte Glied durch eine Hemmung der ausgeführten Muskelanstrengung festzuhalten und erst loszulassen, wenn die Muskelkraft sich voll entwickelt hat (gröfste Arbeitsleistung), diese Methode wird vom Menschen nur selten verwendet. — Dafs das Gehirn nicht schnell arbeitet, folgt z. B. daraus, dafs die Artikulation der Gedanken in Worte 10 oder 12 Silben in der Sekunde ergibt; bei Diktieren oder Selbstabschreiben tut man daher gut, nicht mehr als sechs Worte auf einmal sich oder anderen vorzusagen. — Was die Geschichtswissenschaft betrifft, so steht fest, was noch oft vergessen wird, dafs nicht jeder Sage ein historischer Kern zu Grunde liegt, wie die angeblich trojanische Herkunft der Römer zeigt, die Schweizer Tellsage, die mittelalterliche Abkunft der Briten vom römischen Brutus u. a.; durch diese Beobachtung wird das Gebiet der glaubwürdigen Geschichte sehr eingeengt. Dagegen ist Verschiedenheit der Berichterstatter über die nämlichen Ereignisse als Augenzeugen durchaus zu erwarten nach den modernen psychologischen Beobachtungen. Schüler von durchschnittlich 10—11 Jahren, die 2 Jahre in je 2 wöchentlichen Stunden die Turnhalle besuchten, gaben über die Farben der Wände in einem Aufsatz 7—8 verschiedene Antworten; bei Studenten (amerikanischen) ergab ein Grundrifs eines sehr oft besuchten Raumes nur aus der Zusammenstellung einer Reihe solcher Zeichnungen (aus dem Gedächtnis) ein annähernd richtiges Bild des Raumes. — Dafs der Mensch mindestens 30—40 000 Jahre auf der Erde ist, lehren die gefundenen Schädel aus der Eiszeit; nach den Schichten, unter denen sie liegen, kann man die Zeit abschätzen, die es brauchte, diese Schichten darüber zu häufen. Es ist eine prähistorische Bevölkerung an vielen Orten in allen Weltteilen konstatiert, sogar in der Sahara.

Prähistorische Religion.

Die ältesten Reste, welche vom Menschen Kunde geben, sind Werkzeuge, also Zeugnisse des menschlichen Geistes; sie sind gleichzeitig mit den Knochen von Diluvialtieren. Der älteste Mensch der Diluvialzeit bediente sich nach Resten zum Feueranmachen zweier Feuersteinknollen, die er aneinander schlug. Wahrscheinlich lernte er das zufällig kennen, indem bei der Anfertigung seiner Steinwerkzeuge, welche ja aus Feuerstein durch Schlagen hergestellt wurden, Funken absprangen und, etwa in trockenes Gras fallend, dies in Brand setzten.

Ein Hauptstück moderner Wissenschaft ist die Verifikation. Sie meint, dafs jede Behauptung bestätigt werden mufs in der genauen Erfahrung und, wenn es sich um eine Hypothese handelt, diese nicht nur durch die Erfahrung indiziert sein mufs, sondern auch an Folgerungen, die aus ihr dann im Denken mit Notwendigkeit gezogen werden, in der Erfahrung sich wieder bestätigen mufs. Man wende dies auf die bei uns verbreiteten spiritistischen und okkultistischen Nebenreligionen an: die Geister geben durch die Medien Auskünfte von wenig Bedeutung oder nicht über das hinausgehend, was Schamanen und Medizinmänner auch immer boten. Ganz anders würde sich die Sache zu Gunsten dieser Nebenreligion stellen, wenn ein Spirit in wissenschaftlichen Streitfragen nicht eine Entscheidung gäbe, sondern nur einen Hinweis böte, den verfolgend man mit den Mitteln moderner Wissenschaft die Streitfrage entscheiden könnte, etwa ob die Wärme eine besondere Energie ist (Ostwald) oder eine blofse zitternde Molekularbewegung (mechanische Wärmetheorie). Die letzten Jahre hat ein sogenanntes Blumenmedium in den Kreisen dieser Nebenreligion viel Aufsehen gemacht. Es verteilte Sträufse, die man für 25 Pfg. auf Erden kauft, aus dem Jenseits. Man kann jetzt nicht mehr zweifeln, dafs Betrug ob-

waltete, wie man es von nichtspiritistischer Seite lange schon behauptet hatte. Wenn wieder ein solches Medium auftaucht, so wird man es auffordern, seine Kraft zu Gaben aus dem Jenseits etwa so zu verwenden, dafs es sich in Teile Rufslands oder Indiens bringen läfst, wo gerade schwere Hungersnot herrscht, und dort aus dem Jenseits soviel Reis oder Roggen herablangt, als zum Nichtverhungern von Tausenden erfordert wird.

Mit dieser modernwissenschaftlichen Methode wenden wir uns nunmehr unserer Aufgabe zu. Der Neger von heute, wenn gerichtet auf ein wichtiges Unternehmen, wählt zum Gott, der ihm helfen soll, den ersten Gegenstand, den er beim Ausgehen sieht, opfert ihm und betet zu ihm. Der junge Wilde nimmt als sein Totem und betrachtet künftig als geheiligt das erste Tier, von dem er während seines Pubertätsfestes träumt. Was hier zu Grunde liegt, haben die berufensten Vertreter des Christentums so ausgedrückt: Der Mensch fühlt Mangelhaftigkeiten (defectus) in sich, in denen er von einem Höheren unterstützt und geleitet zu werden bedarf, und was immer dies auch sei, es ist das, was bei allen Gott genannt wird (Thomas von Aquino). Luther zufolge heifst auch nach der Meinung der Heiden einen Gott haben nichts anderes als: vertrauen und glauben. Nach Calvin ist der Glaube mehr ein Affekt des Herzens als des Gehirns. Inhaltlich wird man die heutige Religion der Naturvölker ansetzen als einen unbestimmten Geister- und Koboldglauben; damit verbunden ist Glauben an die Geister der Vorfahren, an ein schattenhaftes Fortleben im Jenseits und Scheu vor den Geistern. Niemand, aufser etwa ein ganz Bejahrter, stirbt eines natürlichen Todes, sondern stets steht ein böser Zauber im Hintergrund. Der Glaube an die Realität der Geisterwelt beruht auf ekstatischen und visionären Zuständen, vorzüglich der Priester. Viele Völker sprechen mit dem Feuer wie einem lebenden Wesen, geben ihm Speck usw. zu essen. Donner und Blitz, die Menschen erschlagen, haben nach ihnen »Hunger«. Die Ost-

jaken, Syrjaken und Burjaken sagen, ihre Götter würden ihre Tugend verlieren, wenn sie aufhörten, ihnen zu opfern, usw.

Die heutigen Naturvölker, besser mit Ratzel kulturarme Völker genannt, sind auch Nachkommen von Menschen, die mindestens vor 30—40000 Jahren lebten, und ein Rückschlufs von ihrer religiösen Art etwa auf die älteste Menschheit darf daher nicht ohne weiteres gemacht werden, und doch ist es für die Frage der Religion höchst wichtig, über die prähistorische Religion etwas zu ermitteln; denn die prähistorische Zeit ist die längste Zeit der Menschheit gewesen. War damals schon Religion und eventuell was für eine?

Der jetzigen Erdepoche voran ging die Diluvialzeit mit der Eiszeit, in ihr existierte der Mensch, war körperlich und geistig Mensch. Die ältesten gefundenen Schädel stehen mindestens auf der Stufe der Australier oder Feuerländer. Die ältesten Menschenrassen bestanden den Kampf mit dem Mammut, Knochennashorn und Höhlenbären, hatten Werkzeuge und Waffen aus geschlagenem Feuerstein, waren im Besitz des Feuers. In den Höhlenfunden der Diluvialzeit kommen Zeichnungen vor, selbst Bilderschrift im Sinne der nordamerikanischen Indianer, dafs nämlich für die ganzen Tiere, Pferde, Büffel, nur die Köpfe dargestellt werden. An der Schussenquelle (in Schwaben, bei Schussenried) ist ein Kerbholz mit (Zahl?) Strichen gefunden. Flechttechnik war zur Diluvialzeit bekannt. Wahrscheinlich bildeten Asien, Europa, Nordafrika und Nordamerika, soweit die Eisbedeckung ihre Bewohnung zuliefs, für die paläolithischen Menschen ein zusammenhängendes Verbreitungsgebiet. Überreste menschlicher Siedelungen gibt es in den jetzt völlig unbewohnbaren Strichen der nördlichen Sahara, dazu Spuren eines einst reichen Pflanzenwuchses und Kalkabsätze längst vertrockneter Quellen. — Die jüngere Steinzeit oder neolithische Periode (mit geglättetem Stein) gehört dem Alluvium an: es bestanden wesentlich dieselben klimatischen Bedingungen wie heute, dieselbe

tierische und pflanzliche Umgebung. Die Menschen der jüngeren Steinzeit sind die Ahnen der heutigen Kulturmenschen. Die Muschelesser (Dänemark, auch sonst) hatten Hunde, Tongeschirre. Die vollentwickelte neolithische Kultur hat Viehzucht und Ackerbau. Beispiel einer Siedelung aus alter Zeit ist Kefslerloch bei Theyngen, 2 Stunden von Schaffhausen; vor mehr als 25 Jahren wurde dort entdeckt eine vorhistorische Niederlassung von Menschen, deren Reste Zeichnungen und Skulpturen enthalten, mit Kunstsinn und Kunstfertigkeit durch die primitivsten Mittel der Steinzeit hergestellt. Vor wenigen Jahren sind wieder Nachgrabungen angestellt und gefunden eine grofse Serie der schönsten sorgfältig bearbeiteten Feuersteininstrumente (Messer, Sägen, Bohrer, Schaber usw.), durch Gebrauch stark abgenutzt. Dazu eine grofse Zahl Artefakte aus Knochen und Geweih des Renntiers und aus Röhrenknochen des Alpenhasen, mit Strichornamenten verziert. Auf einer bröckeligen Geweihstange ist das Gesicht eines Menschen gezeichnet. Gefunden sind zwei grofse Backenzähne des Mammuts und Knochen von ausgewachsenen Mammut. »Der Renntierjäger aus Kefslerloch war auch Mammutjäger;« Beweis ist eine grofse Feuerstätte mit einer Menge angebrannter und calcinierter Knochen von jungen und alten Mammutindividuen. — Kampf fand unter den Menschen, paläolithischen und neolithischen, statt, Schädel sind von Steinäxten zerschmettert. Weit verbreitet war Menschenfresserei, denn es sind menschliche Röhrenknochen in der Längsrichtung aufgeschlagen zur Entnahme des Knochenmarks. Noch heute sehen ja in Melanesien Horden der Wilden die nicht zu ihnen gehörigen als Nichtmenschen an, als böswillige, dämonische Fremde. Aber auch zur Zeit der grofsen Länderentdeckungen bei uns entschied erst eine päpstliche Bulle darüber, dafs die Indianer gente razional seien. Übrigens war die letzte Bitte des Australnegers an seine Nächsten die um »ehrenhafte Beerdigung«, d. h. ihn fressen zu wollen. Von chirurgischer Heilkunst finden sich Be-

weise. Tierzüchtung, Ackerbau, Pflanzenkultur, Metallbearbeitung, da sie nicht ursprünglich waren, mufsten erfunden werden, wobei es sehr langsam zuging, weil die Umgebung viel oder alles ausmachte. Die Buschmänner folgen noch heute in den Wurzeln, die sie essen, den Tieren. Das Chinin in Südamerika wurde entdeckt, indem man den Ziegen folgte. Die Stufen der Wirtschaftsformen sind 1. Sammler (besonders Australier), 2. Jagd, Fischfang, Viehzucht, Hackbau (niederer Ackerbau); oft waren zwei oder mehrere dieser Formen vereinigt; 3. Ackerbau (Rind, Pflug, Hackbau mit künstlicher Bewässerung, Gartenbau). — Im Zeitalter des ältesten Steines wurden die Toten am Herd (der Höhle) begraben. Man schliefst daraus auf Verehrung des Herdes (Feuers) und die Verehrung der Vorfahren, die Ahnenverehrung. In neolithischer Periode finden sich Grabdenkmäler und megalithische Monumente. Dies kann so gedeutet werden, wie die Celten, ähnlich den Pelasgern und überhaupt den ältesten Völkern Europas, ihre Götter nicht unter menschlichen Zügen darstellten; denn die simulacra Mercurii bei Cäsar sind Menhirs, aufgerichtete Steine. Herbert Spencer will die Ahnenverehrung selbst aus (schreckhaften) Träumen von Verstorbenen hervorgehen lassen und von da erst auf Umwegen den Animismus, also auch die Beseelung bewegter oder sonst Eindruck machender Naturdinge aufkommen. Aber Beseelung (Personifikation) mufste und mufs der Mensch noch immer schon seinen Mitmenschen gegenüber üben, deren Inneres er nie unmittelbar erlebt wie sein eigenes, sondern von denen er stets nur körperliche Äufserungen (auch in der Sprache) wahrnimmt, denen er aber sofort nach Analogie mit sich ein geistiges Innere beilegt. Dieses Verfahren der (instinktiven) Analogie blofs auf die Mitmenschen zu beschränken, wäre reine Willkür. Tiere, Naturereignisse (Donner, Blitz) konnten oft einen gröfseren Eindruck machen als die Mitmenschen. So ist Tönen der Dornen der Flötenakazien im Winde in Afrika neuerdings beobachtet, phosphoreszierende Pilze in Australien.

Das Brockengespenst (Schatten des Menschen auf Nebel projiziert, umgeben von einer blassen Glorie und ringsherum ein Hof von etwa 10° Durchmesser, der am äufsersten Rande regenbogenfarbig war; Gegensonnenhöfe) ist auch auf dem Puy de Dôme beobachtet. Solche Erscheinungen rufen unmittelbar dieselbe Auffassung hervor, nur verstärkt, wie Mitmenschen und ihr Tun. Wie instinktiv noch jetzt der Mensch verfährt, sieht man an dem Tun der russischen Bauern in Notzeiten. Bei solchem Mangel versetzen dieselben sich in eine Art Winterschlaf, essen nur etwas Brot, trinken Wasser, stehen nur dazu und zum Nachheizen des Ofens auf und schlafen fast immer mit der ganzen Familie auf der Ofenbank. Der Verbrauch des Körpers wird dadurch sehr herabgesetzt und es entsteht am Tage wie ein Traumzustand. Es ist das eine Analogie zum Winterschlaf der Murmeltiere, die den Stoffwechsel, die funktionelle Tätigkeit des Wärmeverbrauchs auf die kleinsten Werte herabsetzen. Daher ist die Wärmeproduktion null, das Leben gleichsam suspendiert. — Die Verehrung des Herdfeuers in der paläolithischen Zeit deutet auf Familiensinn einerseits und dankbare Stimmung gegen das wohltätige Element andrerseits, noch der vedische Inder vergöttlicht das Feuer als Agni. — Der prähistorische Mensch hatte auch Kunsttrieb. Die prähistorischen Renntierzeichnungen (in Frankreich) von Pferden, Auerochsen gelten als kleine Meisterwerke, was Bewegung und Wahrheit betrifft. Aus der Gletscherperiode Südfrankreichs hat man eine kleine Statue aus Elfenbein, welche den weiblichen Körper darstellt. — Was auf die Menschen in alter Zeit besonders Eindruck machte, sieht man aus den Worten deus, deva, welche ursprünglich »hell, licht« bedeuten. Der Peruaner bezeichnet mit göttlich, d. h. Opfer, den Tempel, einen hohen Turm, ein grofses Gebirge, ein wildes Tier, einen Mann von 7 Zoll, einen leuchtenden Stern. — Die Entwicklung gelangte nicht überall weit. In Tasmanien haben sich paläolithische Kulturverhältnisse fast noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts

gefunden. Die Kunst des Töpfers gelangt erst da zur Entwicklung, wo die Natur das unentbehrliche Wasser nicht mehr reichlich spendet, und der Mensch auf die Beschaffung und Bewahrung eines Wasservorrats angewiesen ist. Hygienisch in Bezug auf Wohnung sind die Naturvölker nicht (bei uns sind es viele auch nur mit Zwang), das zeigt die Bestattung der Toten am Herd der Höhle. Bei den jetzigen Naturvölkern, in denen doch eine Erfahrung von Jahrtausenden nachwirken könnte, ist eine viel verbreitete Erscheinung, dafs nach der Ernte die Vorräte so verprafst werden, dafs eine Hungersnot die unausbleibliche Folge ist. Der Geisterglaube herrscht bei ihnen so vor, dafs der gewöhnlich daneben bestehende Glaube an eine höchste Gottheit nur nebensächliche Bedeutung hat. Alten- und Krankentötung kommt noch jetzt besonders bei unsteten Völkern vor, wobei die Betreffenden vorher gefragt werden. Es herrscht fester Glaube an die Fortexistenz in dem Zustand, in welchem der Mensch die irdische Welt verlassen hat.

Die wildwachsende Religion der Naturvölker und der ursprünglichen Menschheit ist uns empirisch-psychologisch noch durchaus begreiflich, d. h. von dem aus, was wir selbst instinktiv geistig erleben, verständlich. Jeder Lustaffekt erzeugt eine erhöhte Tätigkeit der Phantasie, läfst den Gegenstand, der ihn erweckt, in erhöhtem Glanze strahlen. Dies ist die psychologische Grundlage der Anbetung. Deus, divus heifst ursprünglich »licht, hell«; dem Indoeuropäer machte also Licht einen erhöhten Eindruck, erschien als »göttlich«. Nach Kant »erfüllt das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und nachhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt, der bestirnte Himmel über mir (und das moralische Gesetz in mir)«. Bei Kant schliefst sich an diesen Eindruck das auf moderner Wissenschaft beruhende Nachdenken »über die Erweiterung ins unabsehbar Grofse mit Welten über Welten und System von Systemen, von grenzenlosen Zeiten ihrer periodischen Bewegung,

deren Anfang und Fortdauer«. Bei Kant ist aber doch in den »Welten über Welten« ein Phantasieelement, sofern er Analoga zu unserer bewohnten Erde damit meint. Den Griechen und Römern war der Glanz des gesehenen Himmels genügend, um die Vorstellung höherer göttlicher Wesen hervorzurufen (aspice hoc sublime candens, quem invocant omnes Jovem). Auftauchen aus Gefahr gibt nach Goethe die frömmsten Momente, es ist uns dann, als ob eine helfende Macht sich unmittelbar unserer angenommen hätte. Hier sind die Wurzeln des Glaubens an eine individuelle Vorsehung. Haydn erzählt von seiner »Schöpfung«: »wenn meine Arbeit nicht vorrückte, so zog ich mich in mein Betzimmer zurück, sprach ein ave Maria und sofort war meine Arbeitsfähigkeit wieder da.« In der Tat hat man bei Schädelbrüchen beobachtet, dafs etwa auf Vorzeigen eines Heiligenbildes dieselbe Beschleunigung der Hirnbewegung und die Volumsteigerung entsteht, wie bei einem angenehmen sinnlichen Eindruck. Das Gefühl der Hoffnung und Hilfe kann sich also an die Vorstellung eines Gegenstandes anschliefsen und dieser kann Halt und Träger derselben werden, wie das Wort »Mensch« z. B. Träger der Vorstellung einzelner Menschen ist oder sonstige Zeichen (Fahne, Signal) Anknüpfung von Gesinnungen und Handlungen. Graf Pfeil, welcher den russischen Krieg von 1877 als Hauptmann mitmachte, erzählt, wie das beliebige Aufschlagen einer Bibelstelle (nach Herrnhuterart) ihm tröstliche und zuversichtliche Stimmungen brachte. — Zur Entstehung der Ahnenverehrung gibt es ganz moderne Beispiele. In Frau von Staël »verklärte sich das Andenken ihres Vaters zu dem eines Trösters und Beschützers, von dessen Bild sie sich niemals trennte, in dessen unsichtbarer Gegenwart sie lebte, zu dem sie betete und dessen Vermittlung sie anrief, so dafs sie besondere Fügungen ihres Lebens ihm danken zu dürfen glaubte«. Frau von Staël war im Besitz der höchsten Bildung ihrer Zeit, neben Chateaubriand die gefeiertste Schriftstellerin Frankreichs um die

Wende des 18. Jahrhunderts. Die Pietät gegen das Andenken ihres Vaters, des Finanzministers Necker vor und im Anfang der französischen Revolution, macht ihr persönlich alle Ehre, die jetzige Geschichtsschreibung hebt aber mehr Schwächen des Staatsmanns hervor, als dafs sie Bewunderung für ihn erregt. Ein anderes Beispiel zum Umgang mit Verstorbenen ist Oberlin, der Pfarrer in Steinthal (Elsafs), der die arme und verkommene Bevölkerung dort sittlich-religiös hob († 1826). Er war noch 40 Jahre mit seiner verstorbenen Frau in fortwährend persönlicher Verbindung, so dafs sie ihm seine Fragen beantwortete. Diese Frau hatte er auf Äufserung seiner Mutter trotz persönlicher Abneigung unter wiederholten Anrufungen Gottes um ein Zeichen geheiratet, sie erwies sich 16 Jahre sehr tüchtig. — Im Katholizismus ist die private Anrufung eines Verstorbenen gestattet, wenn man von seinem gottseligen Ende überzeugt ist (Loofs Grundrifs der Symbolik). — Bemerkenswert ist, dafs die Entstehung von Religion überhaupt durch das Gehirn bedingt ist. Bei idiotischem Schwachsinn, wenn er hochgradig ist, fehlen religiöse Vorstellungen. Die Entwicklung von Vorstellungen des Übersinnlichen ist auch an die Wortsprache oder ein sonstiges entwickeltes Zeichensystem gebunden. Ein taubstummer Zeichenlehrer berichtete von sich: vor der Zeichensprache war ihm das Verschwinden und Erscheinen des Sonnenballs zuerst rätselhaft. Der Anblick des Ballspiels führte ihn zu der Erklärung, dafs ein sehr starker Mann hinter dem Hügel jeden Morgen einen Feuerball hoch in den Himmel schleudere und abends wieder auffange. — Da die prähistorische Religion (Herdfeuer und Ahnenverehrung) sich auch bei den vedischen Indern noch mit findet, so dürfen wir die ältesten Menschen geistig so ansetzen, wie die historischen Völker auch.

Nach allem ist der Mensch von Haus aus ein praktisch-biologisches und zugleich intellektuell-ästhetisches Wesen. Seine Empfindungen dienen zunächst der leiblichen Selbsterhaltung

und Arterhaltung durch Fortpflanzung in kleineren Gemeinschaften (Mensch als Herdentier); was darüber hinausgeht, ist zwar intellektuell, d. h. gibt schon eine Art erklärender Auffassung, aber zunächst in ästhetischer Form (Personifikation in weitem Umfang) und verschlingt sich zugleich als Hoffnungsgefühl wieder fast ganz mit dem Selbsterhaltungs- und Arterhaltungstrieb. Noch lange drehte sich die Religion um die Gegensätze von Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Tod (Usener). In dieser praktisch-biologischen und intellektuell-ästhetischen Art hat sich aber von Anfang an auch das Element gezeigt, aus dem schliefslich die moderne Wissenschaft hervorgegangen ist; denn die Entdeckungen und Beobachtungen, auf denen Feuer, Waffen und Werkzeuge aus Stein, Tierzüchtung und Ackerbau, Metallbearbeitung beruhen, waren zwar mit ästhetisch-religiösen Vorstellungen durchzogen, aber das Mafsgebende für sie war zufällige oder eventuell absichtliche Beobachtung. Noch heute sind in den sogenannten Volksrezepten aufser blofsem Aberglauben viele richtige Beobachtungen, auch in der Wetterkunde des Volkes. Die ackerbauenden Indianer Südamerikas nähren sich in weiten Gebieten mehr noch als von dem über ganz Amerika verbreiteten Mais von der knolligen Wurzel einer Euphorbiaceenart, der Mandioka. In rohem Zustand sind diese Wurzeln wegen ihres Gehaltes an Blausäure unbedingt giftig, während sie sonst Nährstoffe in reichem Mafse enthalten. In alter Zeit ist nun irgendwie die Entdeckung gemacht, dafs man die Mandioka ihrer giftigen Eigenschaften beraubt, wenn man den Saft der Wurzeln ausprefst und diese selbst in geeigneter Weise behandelt. Übrigens gilt in Medizin bei Ungebildeten und vielen (ästhetisch-philosophisch) Gebildeten noch heute das Wort Billroths: »Es gibt zweierlei Wissen, eines, welches man lernen kann, das imponiert den Leuten gar nicht, und ein Wissen, das vom Himmel herunterfällt, der Kräutlerin, dem Schmidt als Offenbarung gegeben ist, das imponiert.« In

dem Intellektuell-ästhetischen der Religion war sogar viel praktisch-biologisch Falsches und Nachteiliges, gleichwohl ist der Fortschritt in der prähistorischen Menschheit so grofs und so überwiegend wohltätig gewesen, dafs die Griechen z. B. sich Feuer, Metallbearbeitung, Ackerbau, Viehzucht nur als unmittelbar von den Göttern gekommene Gnadengeschenke zu erklären vermochten. Sehr lehrreich ist für Glauben als ein instinktives Kraftgefühl das Wort Sorel's, des jetzigen französischen Historikers: »Die auswärts sogenannte französische Illusion ist das Gesetz unserer Geschichte, das Band unserer Gesellschaft, unser Prinzip und unsere Sendung in der Welt.« Gemeint ist das marcher à la tête de la civilisation, das Bewufstsein, la grande nation zu sein, welches den Franzosen zu ihrer Betätigung in dieser Richtung unerläfslich dünkt, und welches in dem Wort »Mission« einen religiösen Ausdruck bringt, denn Mission meint eben ursprünglich die Aussendung der Jünger durch Jesum im Auftrag Gottes zur Bekehrung der Welt. Im Sinne Sorels ist fast überall auf Erden die Illusion der Zauberei verbreitet gewesen, wie ein Engländer es ausgedrückt hat: the truly catholic creed is the belief in the efficiency of magic, nicht blofs bei wilden Völkern, auch bei solchen, die eine hohe Kultur erreicht haben. Das Zauberritual der Kaúscka-Sutra sucht seines Gleichen nicht blofs in Indien, sondern auf dem Erdkreis überhaupt, auch Babylonien und Ägypten eingeschlossen.« 1870 nach den Siegen in Frankreich schrieb ein Inder an Benfey, diese Siege verdanke Deutschland dem Umstand, dafs es durch seine Sanskritforschung den Siegesspruch der Veden gefunden habe. Es zeigt dies alles, wie grofs stets das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit und zugleich das der Hoffnung war, dafs in der Welt vieles noch anders sein könne, als man es fand, ein Gefühl, das eine Wahrheit enthält, die nur in anderer Weise als der der Zauberei verwirklicht wurde, nämlich durch die reellen Fortschritte der prähistorischen Menschheit. Wie sehr Belebung der Hoffnung ein Hauptstück

zum Gelingen ist, drückt das römische und griechische Sprichwort aus: audaces Fortuna juvat (das Glück als Göttin des von blofs menschlicher Bemühung unabhängigen äufseren Erfolges) und das aide-toi et Dieu t'aidera noch heute in dem Sinne, dafs in der Weltordnung Momente liegen, welche begünstigend wirken können, falls das Wirken nur überhaupt versucht wird.

Die physische Einheit des Menschengeschlechts steht anthropologisch fest. Die psychische Einheit ist erwiesen aus der Gleichartigkeit der Elementargedanken gerade auch in religiöser Hinsicht. Die Mannigfaltigkeit in der Menschheit war und ist trotz dieser Einheit leiblich wie geistig eine sehr grofse, schon in der Sprache. Es ist daher zu erwarten, dafs auch die religiöse Mannigfaltigkeit sehr grofs sein wird, selbst da, wo man über die geistige Unstetigkeit der Naturvölker hinauskam. Religion ist aber immer im Zusammenhange mit der praktisch-biologischen Seite des Menschen zu betrachten, mit der sie lange Zeit aufs innigste verbunden war.

Babylonische Religion.

Wir beginnen mit der babylonischen Religion. Die ältesten Urkunden Babyloniens (wie Ägyptens) reichen ins 4. Jahrtausend vor Christo zurück. In Hochasien oder seinen westlichen Grenzländern hat sich eine auf Ackerbau, Viehzucht und Kenntnis der Bronze beruhende alte Kultur gebildet, deren Träger Völker einer kurzköpfigen (mongolischen) Rasse waren. Die ägyptische Kultur ist wohl nur ein Ableger der babylonischen. Die Sumero-Akkader waren Vorsemiten. Dann sind von Süden semitische Völker in ihre Kultur erobernd und herrschend eingetreten. Bis unmittelbar in den christlichen Zeitanfang hat man in Babylonien noch das Sumerische als heilige Kultsprache gepflegt. Schon gegen Ende des 4. Jahrtausends war aber (wohl) das Sumerische als lebende Sprache schon ganz oder fast ganz ausgestorben. Akkadisch

ist eine Mundart des Sumerischen. In der Keilschrift war nach Delitzsch die Anzahl der Urzeichen höchstens etwa 50, aus denen dann die 400 andern durch Komponierung und Differenzierung gebildet sind. Nicht wenige Urzeichen sind aus konventionellen Motiven entstanden, andere sind mathematischen Ursprungs. Der Ursprung des phönizischen Alphabets mufs teils in der babylonischen Schrift, teils in der ägyptischen gesucht werden. Mafs- und Gewichtssystem sind in Babylonien erfunden (Sexagesimalsystem). Man hatte lange vor den Griechen dort ebenso genaue astronomische Kenntnisse trotz des Blühens der Astrologie. Der Ackerbau beruhte darauf, dafs der Boden erst künstlich entwässert, dann kompliziert bewässert wurde. Es hatte sorgfältige Vermessung der einzelnen Grundstücke statt. Die Pflege der Wasserbauten (der Kanäle) war bis auf die Zeiten der Mongolen (Mittelalter) eine der ersten Aufgaben auch jeder späteren babylonischen Regierung. Jetzt denkt man die Pflege wieder aufzunehmen; denn die Fruchtbarkeit der dortigen Gegenden war das Staunen auch der Griechen. Im alten Babylon gab es Fabriken. Häufig standen diese im Dienst der Tempel. Es blühte der Handel, und selbst die Sklaven hatten häufig ihr eigenes Geschäft.

Was die altbabylonische und die dann unter ihrem Einflufs stehende assyrische Religion betrifft, so enthielt sie Material von allen Graden, von Animismus und Tieranbetung bis zu etwas einem ethischen Monotheismus sich Nähernden. Ein Hauptstück sind Beschwörungen und Reinigungen, in deren Mittelpunkt die besonders magische Trias Ea, Marduk, Gibil steht. Ein altbabylonischer Auftrag lautet: »bestelle haruspices, lafs die Zukunft bestimmen und schicke auf günstige omina hin jenes Getreide da und da hin.« Die 7 bösen Geister sind Gegner der Lichtgötter und kehren (in den späteren babylonischen Zaubertexten) Himmel und Erde um. Entsprechend der Natur des Landes sind die babylonischen Mythen gröfstenteils Sonnenmythen.

Marduk, der hervorstechendste Gott, ist die Frühjahrssonne. Er vertreibt die Dämonen, heilt Krankheiten, liebt die Totenerweckung (als Herr des Frühlings), er ist »der barmherzige Gott«. Er besiegt den furchtbaren Drachen Tiamat, welcher die Herrschaft der himmlischen Götter bedroht (die Finsternis); aus dem Leib des Drachen bildet er die Welt. Marduks Wort wirkt Wunder. Das ist der assyrisch-babylonische Schöpfungsmythus. Andere Mythen sind Istars Höllenfahrt, das Gilgamesepos (Nimrod) mit der Sintflutepisode, zwei Himmelfahrten: Gilgames soll über Leben und Tod und Jenseits den ängstlich Fragenden belehren und ihn am Schlufs durch die vorauszusetzende Auferstehung Eabanis mit freudiger Hoffnung erfüllen; denn die Seele, der Lebenshauch, setzt nach eingetretenem Tode nicht nur im Grab seine Sonderexistenz fort (die Toten sind im Hades), sondern wird auch eines Tages wieder leben. Zwar werden die Todestage nicht bestimmt oder kund getan (wie lange der Tote im Grabe bleibt). Gilgames ist Richter der Unterwelt und stand als Sonnengott jährlich wie Marduk im Frühling am tabû, d. h. Auferstehungsfest wieder auf. Tammuz, sumerisch Dumu-zì = Lebenssohn, ist das Urbild für den vorderasiatischen Adonismythus, dessen Sinn ist: »Vernichtung des Frühlings durch den glühenden Sommer.« Istar (Astarte) war zuerst eine Gottheit des fruchtbaren Bodens, zuletzt Himmelsgottheit von allem, was moralisch rein und stark ist. Die Erde ist (altbabylonisch) nur ein Abglanz des Himmels, jedes irdische Ding hat im Himmel sein Analogon. Marduks Sohn, der Schreibergott Nebo, bucht am Neujahrstag die Ereignisse, welche Marduk dekretiert.

Die Götter wachen über das sittliche Verhalten zum Nächsten. Die Rechtsverhältnisse, namentlich in Handel und Verkehr, waren sehr ausgebildet. Man hat angemerkt, dafs alle semitischen Religionen fast ausnahmslos und die babylonisch-assyrische in hervorragendem Grade sich durch Grausamkeit und sinnliche Wollust auszeichnen. Im Dienst der Astarte war die heilige Unzucht der

Hierodulen oder Kadesch (Geweihte) über ganz Vorderasien verbreitet. Kinderverbrennung als Strafopfer kommt in assyrischen Keilinschriften vor. Der höchste Gott der Assyrer fand nach der Meinung ihrer kriegerischen Könige Wohlgefallen daran, wenn man möglichst viel Kriegselend über seine Feinde brachte und die Kriegsgefangenen ihm zu Ehren pfählte, schund, blendete und totprügelte. Dabei drückt sich die assyrische Frömmigkeit so aus, wie es in einer Königsinschrift heifst: »Ich vertraute mich Istar, die mir Mut verlieh.« Aber auch Nebukadnezar erklärt: »Marduk hat mir die Herrschaft über die Gesamtheit der Menschen übertragen». In den assyrischen Bufspsalmen offenbart sich nach manchen ein religiöses Gefühl, das kaum verschieden ist von dem in den (jüdischen) Psalmen zu Tage tretenden. Einem Assyrer war die Überzeugung aufgegangen, dafs die frommen Werke nicht notwendigerweise Gottes Wohlgefallen erwecken. Nach andern sind die Bufspsalmen ausnahmslos durch Unglücksfälle veranlafst, durch Krankheiten: Heilung gewähren, die Sünden zudecken, sind (darin) synonyme Begriffe. Fürbittende Gottheiten werden häufig angerufen. Alle Wünsche gehen dahin, in wiedergewonnener Gesundheit ein langes Leben zu führen und herrschergleich dahin zu wandeln.

Wirklicher Herr eines Landes ist der Gott, der genius loci, der Baal. In seinem Namen regiert der König, von ihm ist er zur Herrschaft berufen; dies zu betonen werden die Babylonier und Assyrer nicht müde. Die Gottheit des Landes gewährt dasselbe der Priesterschaft und dem König, es gibt Tempelgut und Staatsgut. Der König hat die Verfügung vor allem über das offene Land, das er seinen Vasallen zu Lehen gibt. Seine Macht erstreckt sich nicht auf das unter den Machtbereich des Gottes fallende Gebiet; dieses gehört der Stadt, worin der Gott wohnt und hier natürlich (neben dem für den Tempel zurückbehaltenen) den Patriziern. Bebaut wird der Boden von Hintersassen, die dafür einen Anteil vom Ertrag an die Besitzer — Tempel, Könige, Adlige, Bürger — zu entrichten haben.

Eine Wegführung des Gottes bedeutet in Babylon-Assur den Verlust der nationalen Selbständigkeit. Im Fall, dafs Assur fremde Kulte fortdauern läfst, zeichnet es auf die fremden Götterbilder »die Macht Assurs, seines Herrn« und gibt sie erst dann zurück.

»Wo der Assyrer in Kunstwerken dichtet, ist es eine Vergröfserung und Verstärkung der realen Welt: alle Herrlichkeiten der Umgebung ins Gigantische vergröfsert und verzerrt, das ist alles, was er zu träumen vermag.«

Wie hat nun diese Religion social auf das Volk selbst gewirkt? Zuletzt gab es in Assyrien nur noch Grofsgrundbesitzungen des Adels und der Tempel, von Sklaven oder Besitzlosen bebaut, und ein Söldnerheer. Assur mufs aber früher einen Bauernstand besessen haben, einen Heerbann des Landes.

Die babylonisch-assyrische Kultur hat im zweiten Jahrtausend vor Christo ganz Vorderasien beherrscht und bis nach Agypten ausgegriffen und durch Vorderasien und Ägypten auf die griechische Welt eingewirkt. Auch die Hebräer standen von Anfang an unter diesem Einflufs. Man hat mit Recht geurteilt: durch die neuen wichtigen Erkenntnisse aus den assyrisch-babylonischen Denkmälern sind die alttestamentlich hebräische Literatur und die Geschichte Israels in ein völlig neues Licht gerückt. Auch sprachlich finden sich Entlehnungen; סֵפֶר ist Lehnwort aus dem babylonischen sipru = Botschaft, Brief. Die Babylonier preisen schon Jahrhunderte vor Mose ihren Samas, ihren Sin als Weltschöpfer und Weltregierer, dem sich die anderen Götter wie Engel unterordnen. Jesus hatte etwas Wesensverwandtes mit dem barmherzigen Arzt und Totenverwalter Marduk, dem König der Götter Babylons. Dieser besprengt mit dem heiligen Wasser seines Vaters zur Heilung der Krankheiten, zur Austreibung der Dämonen, aber auch zur Austreibung der Sünden und Vergehen. Sein Sohn hinwieder ist sein Bote. Direkte Nachwirkungen babylonisch-mythischer Vorstellungen sind durch Gunkel in der Offenbarung Johannis konstatiert.

Ägypten.

Die Kenner sind darüber einig, dafs die ägyptische Religion nur vom Kultus aus verstanden wird. Zu den ursprünglichsten Elementen der ägyptischen Religion gehörte der Tierkultus. Der alte Ägypter sah überall göttliche Wesen (in den Himmelskörpern, der fruchtbaren Erde, dem Nil, den Tieren, den Wüsten voll Sphinxen und Greifen; in dem Rauschen der Blätter vernahm er göttliche Stimmen). Der am allgemeinsten verbreitete Gott ist Râ, die Sonne. Die Welt entsteht durch das Schöpfungswort, welches Tôt spricht; später galt Tôt als Wort und Offenbarung des Râ. Die religiösen Hymnen des neuen Reichs sind alle pantheistisch gefärbt. Jeder Gott wird als der höchste, als Vater der Götter und Schöpfer des Weltalls angerufen. Bei allen helfen magische Elemente, das Gebet ist eine magische Handlung. Die Totengebräuche sind uralt, ihr magischer Charakter steht fest. Im allgemeinen liebt der Ägypter das Leben und hafst den Tod. Der ganze Totendienst galt dem Ka, dem Doppelgänger und (unsichtbaren) Ebenbild (des Menschen). Er war für seine Ernährung ganz auf die Liebesgaben der Kinder und Nachkommen angewiesen. Es gab eine Osiris- und Rahoffnung der Unsterblichkeit. Der wie Osiris behandelte Leichnam lebt wie Osiris wieder auf im Himmelsägypten. Die Rahoffnung ist ein Jenseits mit Arbeit. Daneben findet sich auch der Gedanke, die Gestorbenen lägen starr in ewiger Finsternis, schmachtend nach den Genüssen des Erdenlebens. Ein poetisches Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele lautet: »Die bestbewahrte Mumie und der von den Fischen gefressene Leichnam sind gleich. Der Tod steht heute vor mir wie die nahe Erfüllung eines Sehnens, die ein Jahrelang Gefangener nach seinem Hause trägt. Die Welt verfolgt den Sanftmütigen, öffnet dem Frechen die Arme.« Zuletzt folgt doch noch ein abbittender Hymnus an Ra. Alles das stammt aus 1000 Jahren vor Christo.

Wie wirkte die ägyptische Religion? Dem ägyptischen Könige gewährt die Gottheit, »alle fremden Länder und alle fremden Gebiete ihren Füfsen zu unterwerfen«. C. 1400 vor Christo ist ein Prinz mit wenigen Dienern zur Löwenjagd ausgefahren. Er legt sich zu Mittag im Schatten des Sphinxkopfes schlafen. Im Traum erscheint ihm der von der Sphinx dargestellte Sonnengott, erklärt den Prinzen für seinen rechten Sohn und verspricht ihm die Königskrone. Doch soll er sein Bild aus dem bedrängenden Sand ausgraben lassen (der doch immer wiederkehrte).

Die sozialen Beziehungen betreffend, liegt das Schutz- und Treuverhältnis im alten Ägypten den Beziehungen des Feudalherrn zu seinen Dienstmannen oder Bauern wie des Pharao zu seinen Beamten zu Grunde. »Mann ohne Meister« (Schutzherr) ist schutzlos und machtlos. Fleifs und Treue in Erfüllung der Dienstpflichten gelten als grofse Tugenden. Die Moralsprüche sind zahlreich, und Ermann stellt sie denen des Alten Testaments mindestens gleich.

Die babylonisch-assyrische Kultur und die von ihr wahrscheinlich beeinflufste ägyptische sind untergegangen, obwohl sie in den Trümmern der Bauten und Urkunden immer noch neu unter uns lebendig werden.

Chinesische Religion.

Die chinesische Kultur und Religion lebt noch, ebenfalls sehr alt. Die chronologisch beglaubigte Geschichte Chinas geht von 841 v. Chr. an. Schon damals war China ein monarchisch regierter Feudalstaat mit einer reichgegliederten Beamtenhierarchie, mit einem bis ins Detail ausgebildeten Ritualwesen, mit alten Traditionen und eigenem Schrifttum. Die Sprache hat nur einsilbige Wörter, grammatische Beziehungen werden nur durch

die Wortstellung und gewisse grammatische Hilfswörter zum Ausdruck gebracht. Die chinesische Schrift ist Wortschrift, nicht Buchstabenschrift. Die 306 Lieder des Schi-king haben allein nicht weniger als 3035 Schriftzeichen aufzuweisen. Unzweifelhaft bestand die chinesische Schrift ursprünglich teils aus Bildern, teils aus Symbolen. Ein Bild aus Auge und Wasser sagt Tränen, zwei Bäume Wald, ein Weib mit Besen Hausfrau, zwei Weiber Zank, drei Ehebruch, Ränke, Herz und Nehmen Liebe, Muschel Wertgegenstände, Kostbarkeiten (in der Tat gab es dort in alter Zeit Muschelgeld), Weib und Kind sagt Mutterliebe und überhaupt Liebe. — 221 v. Chr. wurde durch Schi-koangti statt der Feudalmonarchie die monarchische Zentralgewalt begründet.

Vorher war durch Kongtse um 500 v. Chr. († 478) die chinesische Geistesart gleichsam festgelegt worden auf Grund dessen, was er aus dem Altertum Bestes zu finden glaubte, und waren die klassischen Bücher gegeben worden. Nach Kongtse ist die kindliche Liebe die Wurzel aller Tugend, aus ihr erwächst alle sittliche Lehre. Die kindliche Liebe des gemeinen Volkes zeigt sich darin, dafs sie dem Lauf des Himmels in den wiederkehrenden Jahreszeiten folgen, dafs sie die Vorteile unterscheiden, die durch die verschiedenen Bodenarten gewährt werden, dafs sie sorgsam in ihrem Betragen sind und sparsam in ihren Ausgaben, um ihre alten Eltern zu ernähren. Die Aufgabe der Regierenden fafst Kongtse so: man mache das Volk wohlhabend und unterrichte es. Gefragt nach einer Regel für das Verhalten während des ganzen Lebens gab er den Bescheid: »ist nicht Gegenseitigkeit ein solches Wort?« Auf die Frage: soll man nicht Böses mit Gutem vergelten? war seine Antwort: »Und womit soll man denn Gutes vergelten? Vergeltet Böses mit Gerechtigkeit und Gutes mit Gutem.« Kongtse bestätigte die damals und noch lange herrschende Blutrache ausdrücklich. — Kongtse brachte es zu rechter Wirkung erst nach seinem Tode durch seine Schüler.

213 v. Chr. wurden von den klassischen Büchern das Schi-king und Schu-king verboten, aber bereits 202 kam die Han-dynastie zur Herrschaft und damit erfolgte die Restauration der konfucianischen Schriften und der seiner Schüler. Die Echtheit der klassischen Texte im grofsen und ganzen ist über allen Zweifel erhaben. Der Yi-king, ein sehr altes Buch, mit seinen 64 Hexagrammen aus den 8 Trigrammen ☰ ☰ usw. wird zum Wahrsagen gebraucht. Der Li-ki, Aufzeichnungen alter Bräuche, ist in seiner gegenwärtigen Fassung ein Produkt des zweiten Jahrhunderts nach Christo. Es gab wohl schon ältere Sammlungen der Art. Das moderne Chinesentum ist in seinen charakteristischen Zügen ein Produkt des Li-ki, starrer Ritualismus.

Erst nach Christus ist der Buddhismus, der in dem chinesischen Laotsetum eine Anknüpfung hatte, in China eingedrungen und von Staatswegen zugelassen worden. — Nicht alles, was wir als chinesisch ansehen, ist dort von alters her. Porzellan ist erst im 7. Jahrhundert nach Christo in China in nennenswerter Menge hergestellt. Thee ist erst im 4. Jahrhundert nach Christo in China selbst von Bedeutung. In China schätzte man das Glas dem Edelstein gleich und bezahlte es dementsprechend, solange man der Kunst des Glasmachens unkundig war.

Die altchinesische Religion ist Verehrung des Himmels (Thian), des obersten Kaisers (Schang-ti), und der verschiedenen Klassen von Geistern. Die Gottheit offenbart sich in dem gewöhnlichen Naturlauf (nach dem man sich daher zu richten hat). Um Kraft, Trost, Hilfe zu erlangen, blicken die Chinesen nach den verstorbenen Voreltern. Über deren Verehrung befragt, hat Kongtse geantwortet, man solle so handeln, als ob sie uns sähen, d. h. er hat die Frage aus dem Theoretischen ins Praktisch-sittliche (das kantische »als ob«) verwiesen. Jeder Haushalt hat einen kleinen Altar (einem Schrank ähnlich oder einem Miniaturtempel), jeder Clan (Geschlecht) hat einen Ahnentempel. In ihm sind Tafeln, d. h. Stückchen Holz beschrieben mit dem Namen

des Verstorbenen zusammen mit den Daten seiner Geburt und seines Todes. In denselben wohnen nach dem Volksglauben die Geister der Toten. Täglich wird davor Weihrauch verbrannt, zweimal monatlich Opfer von Früchten und Eſswaren mit feierlicher Niederwerfung dargebracht. Auſserdem werden periodische Gebräuche auf den Familienbegräbnissen begangen. Nach Legge muſs der König einige Tage vor dem Ahnenopfer fasten und sich den Ahnherrn vorstellen, wie er sprach, lächelte, was er gern trieb usw. Am dritten Tage wird er so ein vollständiges Bild von ihm in seines Geistes Auge haben. Tritt er am Opfertage in den Tempel, so wird er glauben, ihn in seinem Schrein zu sehen und zu hören. Man darf sich hier erinnern, daſs nach derselben Methode die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola verfahren, nach denen noch jährlich in Klöstern tausende von gebildeten Katholiken ihre lebendige Erfahrung von Hölle, Himmel, der heiligen Jungfrau usw. gewinnen. Ein Verwandter gleichen Namens mit dem Vorfahren iſst und trinkt statt desselben beim Opfer, ohne zu sprechen, er stellt seine Person dar. Im Schi-king, dem kanonischen Liederbuch der Chinesen, heiſst es: »Unser Ahne wird kommen und sich (an unseren Darbringungen) erfreuen und uns Glück ohne Grenzen verleihen.« — »Entwürdige nicht deine groſsen Ahnen, das wird deiner Nachkommenschaft dienlich sein.« — »Stets denke an deine Ahnen, indem du deine Tugend ausbildest.« Vom Himmel heiſst es dort: »Der groſse Himmel ist im stande, jedes Ding zu stärken.«

Proben chinesischer uralter Lieder sind: In der Trauer um Pe-hi, den fortgezogenen Waffenträger des Königs, heiſst es: »Mag es regnen! Endlich strahlt Doch die Sonne aus der Höhe. Sein gedenkend schmerzt mein Haupt. Aber süſs ist solches Wehe. — Pflanze, die Vergessen bringt, Wächst nicht weit von meinem Zimmer, Doch ich denke seiner gern, Wird mein Weh auch immer schlimmer.« Ein chinesischer Liederspruch lautet:

»Weib, o hüte dich zu leben Zu vertraut mit einem Mann. Sinkt ein Mann, er kann sich heben, Doch ein Weib erhebt sich nimmer.«

Wie hat das nun alles gewirkt? wie befindet sich das Volk? Nach von Brandt, dem langjährigen deutschen Gesandten in Peking, sind die Chinesen ein hoch-, wenn auch anders als wir, zivilisiertes Volk. Die Zahl der Bevölkerung setzt von Brandt auf mindestens 300 Millionen an. Kein Volk der Erde zahlt so niedrige Steuern wie die Chinesen. China hat wenig stehende Truppen, wenig Behörden und ein gewisses self-government (der Gemeinden). In ganz China gibt es nur ungefähr 6000 besoldete Beamte; ihr Diensteinkommen ist ganz unzureichend, daher sie im Ruf der Bestechlichkeit stehen. Die Chinesen sind die immer arbeitsame, arbeitsfreudige Rasse. Es fehlt aber den Chinesen wie den Japanern die körperliche Kraft und Ausdauer, der nötige Ordnungssinn, und es bedarf 3—4 Japaner oder Chinesen, um die Arbeit eines Engländers zu tun. Dabei hat der chinesische Arbeiter einen Hang zur Dieberei. Das Zusammenarbeiten mehrerer in China ist durchweg ein freies und demokratisches; von Grofsbetrieb mit strenger Leitung hat der Chinese noch keine Vorstellung. Nur seine mechanischen und kommerziellen Fähigkeiten sind ausbildungsfähig. — Des sittlichen Aufschwungs sind die Chinesen wohl fähig. In Nordchina ist eine Sekte Tsai-li. Ihre Hauptpunkte sind: Enthaltung von Opium, Tabak und allen geistigen Getränken, gegenseitige Unterstützung in der Art von Kranken- und Beerdigungsvereinen. — Wissenschaft im abendländischen Sinne, d. h. genaue, mit Mathematik und Experiment verbundene Naturforschung fehlt ihnen trotz ihres praktisch-empirischen Blickes für das Nützliche (Handwagen mit Segel zum Auffangen des Windes z. B. sind dort alt). Nach von Brandt schrieb in seiner Gesandtenzeit ein General in der Mandschurei von einer geheimen Sekte, die man für politisch gefährlich hielt, dafs sie aus Papier geschnittene Soldaten zu lebendigen Menschen machen könne. Magische

Mittel, Wahrsagerei, Astrologie, Geomantik (z. B. bei Bauten) sind durchaus gebräuchlich. Die Chinesen sind so ein Beispiel, wie hohe und eigentümliche Kultur in praktisch-technischem und moralischem Sinne mit einer Religion verbunden sein kann, die an die älteste Menschheit erinnert (Ahnenverehrung, Geìsterglaube, Himmel). Wie die Chinesen, gebildete, ihre Religion selbst auffassen können, zeigt übrigens die Tatsache, dafs nach Bodenstedt Derschawins, des russischen Dichters unter Katharina II. († 1816), Ode an Gott, die fast in alle Sprachen übersetzt wurde, mit goldenen Buchstaben geschrieben im Palast des Kaisers von China wie auch im Tempel von Jeddo aufgehängt ist. Zeilen daraus sind: »Du, weiter als die weit'sten Weiten, Du Pulsschlag, wo sich Staub bewegt, Du Ew'ger überm Strom der Zeiten, Ohn' Antlitz sichtbar dargelegt, Du Seele aller Lebenskeime, Du ohne Ursach', ohne Räume, Vor welchem jedes Wissen Spott, Du, der mit sich die Allheit füllet, Sie gründet, schützt und aus ihr quillet, Dem wir den Namen geben: Gott.« — »Du, Ew'ger, hast nicht Mafs noch Zahl.« — »Ein Tropfen, von der See verschlungen, Ist all das Firmament für Dich.« — »Ein Nichts bin ich, doch angestrahlet Von deinem Lichte grofs und mild, In meinem Selbst dein Selbst sich malet, Wie in dem Tau der Sonne Bild.« — »Es ahnt mein Geist entzückt den deinen.« »Mich fafst als Teil ein ew'ges Ganze.« »Du gabst mir Leben, Allbeleber — Dafs ich des Staubes Hülle trüge, Und ich vom Tode aufwärts steige Zu deines Ichs Unsterblichkeit.« »Dafs deiner Feier Klang ertöne Bleibt für der Erde schwache Söhne Kein andres Richtmafs des Gesangs, Als ahnend kaum die fernen Höhen Im ewigen Abstand zu vergehen Und Tränen weinen stillen Danks.«

Der Gedanke der chinesischen Religion, dafs Gott sich in der Naturordnung gerade offenbare, hat nicht viel geholfen, da sie nicht zu einer wissenschaftlichen Auffassung der Naturvorgänge gelangt sind.

Vor dem Boxeraufstand gab es 1900 etwa 535 000 eingeborene Christen. Im allgemeinen lehnen die Chinesen das Christentum ab, darauf hinweisend, dafs das Tun der Christen so verschieden sei von den christlichen Lehren, auch auf die Religionskriege in der europäischen Geschichte weisen sie hin und darauf, dafs überall, wo man das Christentum in Asien zugelassen habe, eine politische Unterjochung unter die christlichen Mächte die Folge gewesen sei.

Japan.

Japan hat das seltsame Schauspiel gegeben, dafs eine innere Revolution (Wiedereinsetzung des eigentlichen Kaisers gegen den ihn seit langem verdrängenden Reichsfeldherrn) eingetreten ist zur Vertreibung der Fremden (Europäer), dafs diese Revolution gegenüber dem verbreiteten Buddhismus die alte nationale Religion wieder erhob, dafs aber die neue Regierung sich selbst und das Land europäisierte, kulturell und politisch, nicht religiös, und dafs die Nation die Umzivilisierung zu ertragen scheint.

Japan war einst ganz von den Ainos, einem dunkelfarbigen, stark behaarten Menschenschlag besetzt, der nur durch die Schiffsbaukunst hervorragte. Die jetzigen Japaner sind wahrscheinlich ein Mischvolk aus Einwanderern über Korea her (mongolisch), aus Nachkommen der Ainos, die jetzt nur noch in dürftigen Resten auf der nördlichsten Insel vegetieren, und aus eingewanderten Malayen. Die altjapanische Religion, Shinto genannt, setzt sich zusammen aus Naturkult mit viel Phallusverehrung, aus Ahnen- und aus Heroenkult. Ursprünglich waren diese Elemente wohl unabhängig voneinander, jetzt sind sie nicht mehr auseinanderzuhalten. Der Japaner soll dabei den Befehlen des Mikado, des Sohnes der Sonnengottheit, gehorchen, dann den Eingebungen seines Herzens folgen. Der obscöne Charakter

der shintoistischen Mythologie und des volkstümlichen Phallusdienstes wurde bis gegen Ende der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts ganz offen in Japan geübt. 1872 wurde der Phallus- und Kteiskultus (unter fremdem Einflufs) verboten. In Japan durften früher Kinder in die öffentlichen Häuser (Bordelle) verkauft werden; Mädchen verkauften sich selbst noch vor wenigen Jahren dahin. Im ältesten Japan folgten die Männer der Frau in ihr Geschlecht, dem auch die Kinder angehörten. Tatsächlich ist die Familie noch immer die Einheit, nicht der einzelne. »Alles Land unter dem Himmel gehört dem Kaiser.« Der Kaiser hat vom Himmel den Auftrag erhalten, das Volk zu ernähren und zu erziehen. Die Formel erinnert an Konfucius; der Konfucianismus war früh in Japan eingedrungen. Die japanische Schrift bestand aus phonetischen Kennzeichen mit idiographischen chinesischen Schriftzeichen untermischt.

552 n. Chr. wurde der Buddhismus, von Korea kommend, anerkannt. Bis dahin war blofs Geisterverehrung gewesen. Dann verbreitete sich die Auffassung, Buddha, ein persönlicher Gott, könne glücklich oder unglücklich machen, Krankheiten heilen, Reichtum und langes Leben verleihen. Die Prediger lehrten auch Kranke zu pflegen und mit Arzneien zu heilen, hielten das Volk an, Witwen und Waisen mit Geld und Kleidern zu unterstützen. Es wurden Kranken-, Waisen-, Armenhäuser errichtet, Landstrafsen mit Bäumen bepflanzt, Brücken gebaut. Der gröfste Dramatiker Japans hat im 18. Jahrhundert das buddhistische Gefühl so ausgedrückt: »Das Menschenschicksal wird, meines Erachtens, kaum je Befriedigung gewähren; gehet lieber ins Jenseits.«

Von 1186—1573 waren in Japan Kämpfe aller gegen alle. Dabei bildete sich die Samurai-Kaste und durch diese die Lehnsherrschaften. Der Bauernstand war am Ende fast ganz ausgerottet. Wer kräftig genug war, war Soldat geworden oder machte als Seeräuber die Küsten Chinas, Japans, Koreas unsicher. Durch

die jetzige Umänderung verloren die Samurai (Zweischwertmänner) am meisten. Teils durch eigene Kraft, teils mit Unterstützung der Regierung, die selbst aus früheren Samurais besteht, sind Samurai (jetzt Schizoku genannt) an der Spitze der meisten wirtschaftlichen Unternehmungen, wie fast der ganzen Tages- und sonstigen Presse. — In vielen Dörfern Japans ist der Boden noch heute Gemeinbesitz, der alle 7 oder 10 Jahre gleichmäfsig verteilt wird. Wenn in der Feudalzeit ein Lehnsherr gar zu viel verlangte und seinen Untergebenen allzuhohe Abgaben auferlegte, erhoben diese sich mit Lanzen, Bambusrohren und Äxten und erledigten fast immer schnell die Sache zu Gunsten der Pächter. — Durch Berührung mit europäischen Arbeitern geht der japanische von Reis und Fischkost auf kräftigere, zu gröfseren Arbeitsleistungen befähigende Kost über, unter welcher Eier und Zucker eine hervorragende Rolle spielen. Ebenso schon in China.

Wie erregbar das japanische Volk nach Seite der Bewunderung und Verehrung ist, davon ist ein Beweis, dafs jede über das Gewöhnliche hinausgehende Tat (Rebellion, Mord) eine starke Bewegung hervorruft, deren Ausdruck Bekränzung des Grabes des Bestraften ist. »Das Grab der Liebenden,« d. h. eines Strafsenräubers von vor 260 Jahren und seiner schönen Geliebten, für die er raubte und mordete, hat folgende Geschichte. Er wurde hingerichtet, von einem Freunde begraben, sie tötete sich auf dem Grab und wurde neben ihm beerdigt. Auf dem Grab steht ein Tempel, der viel von unglücklich Liebenden besucht wird, die dort ihre Andacht verrichten und ihn mit Blumen schmücken.

Was die jetzige religiöse und sittliche Art angeht, so wird berichtet, dafs in den niederen Klassen, besonders der ländlichen Bevölkerung, noch der alte Glaube herrscht. In den höheren Klassen besitzt nur der mit dem Konfucianismus und dem Shintoglauben verbundene Ahnendienst noch einige Lebenskraft und bildet sozusagen die Grundlage der japanischen Ethik. In Staats-

schriften kommt oft vor, im Geiste der Ahnen zu handeln. Übrigens hat sich der Buddhismus von Ed. von Hartmann einen Philosophen an die Universität Tokio empfehlen lassen. Der Konfucianismus macht dieselben Einwendungen gegen das Christentum wie die Chinesen. Die kulturelle Partei hat in ihren Zeitungen lange Herbert Spencer als den Wahrheitsapostel verkündet. Selbst Christen gewordene Japaner, wie der Verfasser von Bushido (etwa »ritterliches Ehrgefühl«), the soul of Japan, denken von der bisherigen Volksart hoch, und in den zwei mit Recht berühmten japanischen Dramen wird aufopfernde Vasallentreue und ergreifendste Liebe eines vornehmen Mädchens zu seinem Verlobten so wirkungsvoll geschildert, wie es nur bei Shakespeare sein könnte.

Ein guter Beleg für die Verschiedenheit menschlichen Wesens ist noch, dafs Japan zu den Ländern gehört, in denen ethnologisch der Kufs nicht vorkommt.

Indien.

Wir sind geneigt, die geschichtlichen Inder als eine uns nahe verwandte Rasse anzusehen, aber die Ergebnisse der Forschung europäischer Gelehrten dort haben gezeigt, dafs viel nichtindisches Blut von den Ariern aufgenommen worden ist. Die älteste Rasse in Indien sind die Negritos (in Überresten erhalten; zu ihnen gehören die Weddahs auf Ceylon). Die zweite braune Rasse, verwandt den türkischen oder finnischen Völkern, sind die Drawidier mit agglutinierender Sprache. Im Gangestal safsen gelbfarbige Stämme mongolischer Rasse, vom Himalaya her. Man rechnet jetzt 10 Millionen Negritos, 50 Millionen Drawidier, 170 Millionen Arier.

Als die Arier vom Nordwesten in den Penjab einzogen, war ihr vornehmster Betrieb Viehzucht. Im Gangesland war

und wurde Ackerbau Hauptbetrieb. Die dunklen Urbewohner werden im Rigveeda als Nichtmenschen gegenüber den Ariern als Menschen angesehen: »Indra straft sie und vernichtet sie, treibt sie aus dem Lande.« Die indische Urbevölkerung sind jetzt Berg- und Dschungelstämme, sowie die niedrigste aufserhalb der brahminischen Kastenordnung stehende Bevölkerung. Ein Grabstock für Wurzeln ist oft ihr einziges Werkzeug; sie brennen ein Stück Wald ab und treiben darauf Ackerbau, dabei nomadisierend. Ziege, Schafe und der kleine Präriehund sind ihre Haustiere. Aus Schlingpflanzen macht er Netze. Durch Vergiften eines Baches gewinnt er ein Fischgericht. Er hat Pfeile für die Jagd, sucht wilden Honig. Feuer bereitet er sich durch quirlende Reibung zweier Hölzer. Nicht alle haben Töpferei. Ein Dach aus Blättern oder Fels ist die Wohnung, aus Bast die Kleidung, aber sie behängen sich mit vielem Schmuck. Der Drawidier besitzt Unabhängigkeitsdrang, todesverachtende Tapferkeit, Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Treue: er ist treu dem gegebenen Wort, treu seinem Weib, treu seinem Stamm. Es kommt Vater- und Mutterfamilie vor. Öfters werden mit der Heirat auch die Brüder des Ehemannes eo ipso Gatten der Frau. An der Malabarküste wählt sich die Frau den Gatten, entläfst ihn nach Belieben und nimmt einen andern. — Nach den Veden gab es bei der Einwanderung der Arier auch gröfsere Stämme und reichere mit Burgen, Herbstregenburgen auf den Bergen. Es gab schlangenanbetende Stämme mit reichen Schätzen und schönen Frauen. Geriebene Handelsleute werden erwähnt. Von einem Fürsten wird berichtet, er habe einen Talisman, mit dem er sogar Tote erwecken könne. Übrigens sind die Drawidier heute kräftig, widerstandsfähig gegen Anstrengungen, sie essen Fleisch. Die jetzigen Hindus sind eine Verschmelzung aus all den genannten Rassen. Die Kasten (indisch: Farben) sind schon eine Überwindung der uralten Gegensätze.

Was die Religion betrifft, so bildet in Indien eine einfache Anschauung vom Wesen des Göttlichen, ererbt und mit Zähigkeit festgehalten, überall den Untergrund und durchdringt auch die höheren Religionssysteme. Wenn sich der heutige Hindu bald zu Vishnu, bald zu Siwa bekennt, so gibt es doch keinen, der nicht auch die Dämonen fürchtet, die das ganze religiöse Verehren und Fürchten der niedersten Stämme beherrschen. Auch diese Mächte haben ihren anerkannten Einzug in den Hinduhimmel gehalten. Im Kultus hat der gröbste Fetischdienst Raum neben der Anbetung reiner und hoher himmlischer Mächte. — Die Götter der vedischen Arier sind Indra, Surya, Agni: Indra ist Luft- und Regengott, Surya glänzender Sonnengott, Agni das aus dem Reibholz geborene Feuer, welches auf dem Herd des Hauses leuchtet und wärmt. Der Somatrank (aus einer Pflanze) im Opfer gibt selbst Indra erst Mut und Stärke zu Grofstaten. Im Veda sagt Brahma: »Ich dachte, ich will Welten schaffen, und sie waren da.« Brahma ist das Gebet mit magischer Kraft, und so wird später gelehrt, erst durch die Macht des Opfers hätten die Götter die Unsterblichkeit erlangt. Dem Brahmanentum war das Wort eine Verkörperung der Gottheit, das Opfer in der Hand der Brahmanen hat eine alles bezwingende Macht. — Als nämlich die Arier nach und nach viel Wilden- und Halbwildenblut der Unterworfenen aufgenommen hatten, mufsten Indra und Agni andern Göttern das Feld räumen. Sie waren von Norden gekommen, jetzt brauchte man tropische Götter. Die Volksseele gibt sich hin an das Mafslose, an das Orgiastische, das wollüstig Grauenhafte, das mystische Delirium, was alles noch heute über den indischen Geist herrscht (Oldenberg). Brahma (eigentlich das Gebet) ist Priestergott. Die Volksgötter sind Vishnu und Siwa. Vishnu, der menschenfreundliche Gott, der oft in Verleiblichungen (auch tierischen) kam und als Krishna ein üppiges Hirtenleben mit Schäferinnen führt (was auch geistlich ausgelegt wird); Siwa ist Zerstörer und zugleich die erneuernde Kraft

der Natur; sein Symbol ist Lingam, der Phallus. Vishnuismus und Siwaismus sind wohl älter als der Buddhismus.

Von Wissenschaften bildeten die Brahmanen empirische Chirurgie aus (Operation des grauen Stars und der Blasensteine, Rhinoplastik, operative Entfernung der menschlichen Frucht usw.); dazu einen grofsen Arzneischatz. Mathematik trieben sie ursprünglich wegen des Altarbaus; sie erfanden die Null zur Bezeichnung des Stellenwertes der Zahlen. Geschichte und geschichtlicher Sinn fehlt ganz. »Die Biographie in Indien wie die Geschichte sagen entweder gar nichts, oder sie vermischen Wahrheit und Dichtung so, dafs man sie nicht wieder trennen kann« (Max Müller). Als man mit den Griechen, Yávana, nach Alexander dem Grofsen, bekannt wurde, sah man in ihnen nichts Wichtigeres als einen der vielen Stämme, die von einstiger Kschatryawürde durch Ungehorsam gegen die Brahminen zu ihrem gegenwärtigen niedrigen Sudradasein herabgesunken wären. Oder man erzählte sich, dafs die Wunschkuh des grofsen Vasishta sie zugleich mit einer Menge anderer Barbarenvölker aus sich heraus an das Licht gebracht habe, um gegen Vismamitra zu kämpfen. Bedeutende Einwirkungen der Griechen auf die Kunst (Buddhafigur, Säulen) und Wissenschaft (Astronomie) Indiens scheinen sich erst in nachchristlicher Zeit Bahn gebrochen zu haben. Übrigens fassen die griechischen Berichte das Indische treu auf, aber durch ihre Begriffe: so ist ihr Dionysos Siwa, ihr Herakles Krishna-Vishnu.

Das Gesetzbuch des Manu, welches die vier Kasten lehrt (Brahminen, Krieger, Kaufleute, Sudra), gibt sich selbst als eine uralte Offenbarung. Es stammt wahrscheinlich aus dem 1. bis 5. Jahrhundert nach Christo und war wohl nur ganz vereinzelt in Geltung. Brahminische Geisteserzeugnisse sind die Brahmanas und die Upanischaden (etwa 8. vorchristlichen Jahrhunderts). Nach den Brahmanas war Prajupati zu Anfang nur allein. Er begehrte: ich will vieles sein, ich will mich fortpflanzen. Er mühte sich

ab. Da er sich abmühte, wurden die Welten geschaffen. Die Upanischaden sind noch heute für jeden brahmanischen Inder dasselbe, was für die Christen das Neue Testament. Upanischad ist soviel wie Geheimnis. Nach ihnen ist jeder Mensch eine (Schein-) Verkörperung des Atman (wohl »Hauch«) und wird durch Innewerdung dieser Wahrheit der Erlösung teilhaftig. Das Atman durchdringt alle Welten und wohnt zugleich unfafsbar klein in meinem Innern. Der Raum mit allem, was er enthält, ist ihm eingewoben und verwoben (Deussen). »Er ist,« und das ist die einzige Realität. Seine späteren drei Bestimmungen sind: Sein, Denken, Wonne. Vielheit ist Illusion. Als Inbegriff alles Vorhandenen ist das Atman alles Begehrens überhoben; denn, »was kann wünschen, wer alles hat«? »Im Atman kennt man die ganze Welt«. »Dein Nächster ist in Wahrheit dein eigenes Selbst.«

In den Veden hat die himmlische Seligkeit einen sinnlichen Charakter. Die späteren indischen Grundgedanken sind vom 8. bis 6. Jahrhundert vor Christo entwickelt. Es sind dies die von der Seelenwanderung (Wiederkehr ins irdische Dasein) und der nachwirkenden Kraft der Werke (aus einem früheren Leben in das spätere). Diese Grundgedanken sind niemals Gegenstand einer philosophischen Beweisführung geworden, sondern werden (mit Ausnahme der wenigen Materialisten) als etwas Selbstverständliches betrachtet. Materialismus ist in Indien soviel wie »auf die Sinne gerichtet«; nach ihm ist Seelenwanderung, Opfermacht falsch, weil nicht auf Perzeption beruhend. Er wird in den indischen Schauspielen verspottet. — Der Sanyasâ will durch Vonsichwerfen der Heimat, des Besitzes, der Familie und alles dessen, was dem Begehren Nahrung gibt, Befreiung von allem Erdenanhang gewinnen. Noch heute »will das Volk in Indien ein volles Weggeben (surrender) der Welt und ihrer Freuden, Reichtümer und Ehren sehen, ehe es ganz an die Wahrheit und Aufrichtigkeit von Lehrern und Reformatoren glaubt.« Die

Brahminen im 3. und 4. Stadium ihres Lebens (Schüler, Hausvater, Waldbewohner, Einsiedler) haben das anerkannte Privilegium zu betteln und von Almosen zu leben. Es war und ist allgemeiner Glaube in Indien, dafs ein Mensch durch strenge Büfsungen (penance) sich in den Zustand eines Gottes oder deva versetzen könne. Es gibt überaus viele Legenden in diesem Sinne. — Das Ideal des Inders ist Freiheit von allen irdischen Banden, Freiheit von allem Vergänglichen, wahres Glück im Ewigen, im Selbst, d. h. in der unveränderlichen Gottheit. Wie ein moderner Inder sich darüber ausdrückt: »wenn die sinnlichen Dinge von selbst uns entschwinden, verursachen sie dem Gemüt den gröfsten Schmerz, aber wenn wir sie aus freiem Antrieb verlassen, verursachen sie endloses Glück und Frieden.« Den tiefsten Grund dieser Richtung verraten die Worte: »alles auf Erden ist von Furcht umgeben; frei sein von allen Wünschen nur schafft frei sein von Furcht.« Durch die Seelenwanderung wird jedem eröffnet die Möglichkeit, einst in die Seligkeit einzugehen. Es wird zugleich, wie Hardy es ausdrückt, durch den Glauben an das Karma, an die Tat, die sich ausreifen mufs in den folgenden Existenzen, die faktische Ungleichheit auf Erden erklärt und dem Menschen selbst zugewiesen als sein Werk. In der Tat fehlen auch jetzt den Indern, wie es ein Beobachter ausgedrückt hat, les termes moyens, sie sind nach irgend einer Seite stets extrem.

Es leben dort fortwährend moderne Heilige. Ein solcher, 1898 noch lebend, 82 Jahre alt, erklärte: »Ich habe mein Leben beschrieben, wie ich vom Geiste Gottes getrieben worden bin. Als ich vor Zeiten die Upanischads studierte, kam ein grofses Licht über meine Seele, und ich fühlte, dafs Indien eines Tages Brahman als den einzig wahren Gott verehren würde. Ich suchte einen Genossen nach meinem Herzen, fand aber keinen. Ich zog mich in die Berge zurück; nach zwei Jahren hörte ich an einem Wasserfall eine Stimme mich treiben, nach Calcutta zu gehen

und mein heiliges Werk wieder aufzunehmen. Ich eilte zurück und fand einen solchen Genossen.« Dieser Heilige vertrat die Yoga (eigentlich »Aufmerksamkeit«) oder die direkte Vision Gottes. Er nennt Bengalen »unser schwaches, bedürftiges und hilfloses Land«, dem Gott diese Predigt gesandt habe. Ramakrishna (Ramakrishna, his life and sayings by Max Müller 1898) erklärt: »Zwei Iche wohnen im Menschen, ein reifes und ein unreifes. Jenes denkt: ich bin immer frei und ewig; das unreife denkt: das ist mein Haus, mein Gemach, mein Kind, mein Weib und mein Körper.« 1880 berichtet ein Yogin von einem andern: »wir besitzen die volle göttliche Macht, alles zu tun, was Gott tun kann.« Er schiefst einen Stock in die Wolken und erzeugt ein Ungewitter, bis er erbeten wird, es zu unterlassen. Von einem Premierminister, einem Zeitgenossen von ihm, berichtet Max Müller: obgleich er alle seine Kräfte in den Dienst der Pflicht und des Lebens stellte, hielt er dies Leben nicht für real, sondern für eine Illusion (Mâyâ), die aus dem Nichtwissen (Avidya) hervorgegangen sei. Sein Wissen von der höheren Welt gab ihm Kraft, nie bei seinen Enttäuschungen den Mut sinken zu lassen. Im Alter zog er sich zurück, zuletzt wurde er Einsiedler.

Sinn der Vedantaphilosophie ist nach einem Vedantisten: »Brahman ist wahr, die Welt ist falsch. Brahmans Seele ist Brahman und nichts sonst. Nichts ist wert, es zu gewinnen, nichts ist wert, es zu geniefsen, nichts ist wert, es zu kennen, als Brahman allein; denn wer Brahman kennt, ist Brahman.« Ein Vedantist schrieb an M. Müller: »Später werden Sie und ich nicht mehr zwei Personen sein, und da das alles durchdringende Atman eines ist, so wird ein Dualismus unmöglich sein.« Die Vedantisten sehen in den Göttern anderer Religionen nicht ihr absolutes Brahman, sondern ihr tätiges Brahman, ihren Weltschöpfer, Erhalter und Herrscher. Die ganze Schöpfung beruht auf Avidya, Nichtwissen, welches zerstörbar ist durch Wissen.

Das Nichtwissen selbst wird personifiziert als Mâyâ (Illusion, magische Kraft) oder Cakti (potentia). Hauptlehrer der Vedantaphilosophie im 8. christlichen Jahrhundert war Samkara. Eine andere Richtung der Vedanta ist mehr panentheistisch: die Seelen sind all in Brahma und Brahma ist voll Mitleid und Liebe. Neben der Vedanta der Gebildeten brechen in Indien, wo nie eine Staatsreligion war, sondern nur je von Fürsten begünstigte Religion, die alten Instinkte immer wieder hervor, »der Wunderglaube, die Vergöttlichung alles dessen, was vom Bekannten, Regelmäſsigen abweicht, auch von Menschen, die wirklich oder bloſs vermeintlich auſserordentlicher Dinge kundig sind.« Sir Eyre Coote, der Lieblingsheld der Sepoys (der indischen Soldaten) aus dem 18. Jahrhundert, ist ein Teil ihrer Heroenlegende geworden, wie der fabelhafte Rama. Schwartz, ein dänischer Missionar, hat Altar, Kränze, Opfer, Tempel; man stellt ihn dar mit 2 Köpfen, 3 Augen, 22 Armen. Dem Inder war die ostindische Kompagnie nur faſsbar als eine »groſse Hexe«. Bei der ersten Eisenbahn brachten sie dem Dampf als Göttin Kränze und geschmolzene Butter dar und bestiegen dann ruhig den Zug. Wozu indische Religion auch werden kann, lehren die Thugs in Mittelindien, seit mehreren Jahrhunderten eine Sekte (Kaste) der Verehrer der blutigen Kali, welche nichteuropäische Reisende erdrosselte. Ein Teil des Raubes wurde auf die Altäre der Göttin niedergelegt, die vorher angerufen worden war. In den dreiſsiger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde die Sekte von den Engländern ausgerottet; noch Schlagintweit sah zur ewigen Zwangsarbeit verurteilte Thugs, die von der Frömmigkeit ihres einstigen Werkes voll überzeugt waren.

Was die moralischen und materiellen Zustände betrifft, so sagen die Inder über sich selbst aus: »wir Inder lügen immer, wenn uns das paſst.« Nach den Europäern überschreiten Lüge und Meineid alles Maſs. Das Opium schadet den Indern weniger, als der Alkohol den Europäern (englische Kommission von 1896).

Die Kasten (jetzt mehr als 1000) haben ihre besonderen Vorsteher und Aufseher, ordnen Geldstrafen an oder in schweren Fällen Ausstofsung. Sie sind jetzt vor allem erbliche Zünfte, sorgen auch jede für das Wohl des Ganzen (Lohnhöhe, Festsetzung der Arbeitszeit, unter Umständen Streiks usw.), wie für die einzelnen (Unterstützung Armer, Erhaltung von Witwen und Waisen usw.). Nach Digby betrug, Reiche und Arme zusammengenommen, das tägliche Einkommen eines Inders 1850 zwei Pennys, 1880 $1^1/_2$ Penny, 1890 weniger als 3 Heller. Etwa 30 000 000 Pfd. Sterling (= 630 Millionen Mark) werden durch England jährlich aus Indien gezogen. Die brahmanischen Inder als strenge Vegetarianer sind noch schwächer als die Muhammedaner. Die Brahminen sind gegen Einführung europäischer Industrien, da diese doch schliefslich neue Ideen einführen. Nach dem indischen Aufstand von 1856 haben die Engländer sich daran begeben, die Dörfer wieder mit Selbstverwaltung einzurichten und die ursprüngliche Steuererhebung (durch die republikanische Dorfgemeinde) wiederherzustellen, Kanäle im Innern wurden gebaut, praktikable Strafsen hergestellt und wissenschaftlich Ackerbau und Kolonisation gepflegt. 200 000 Engländer, davon 75 000 Soldaten, halten das Land. Noch können kaum 12 Millionen von Eingeborenen lesen und schreiben. Im Mittel war 1865 die weibliche Bevölkerung gegen die männliche wie 2 : 3 (durch Tötung Neugeborener). Seitdem sind Mädchenmord und Menschenopfer durch Anstrengungen der englischen Regierung vermindert.

Wie lieblos das Karma ausgelegt werden kann, zeigt die Behandlung der Witwen. Im eigenen Hause hält man sie für unheilbringend, sie haben nach dem Volksglauben ihr Unglück verdient durch eine Untat in diesem oder einem früheren Leben. Kinderlose Witwen haben es am schlimmsten; sie werden im Hause der Schwiegereltern wie Dienende behandelt oder auch in dem der eigenen Eltern. Sie werden gemieden, von allen Ver-

gnügungen ausgeschlossen, dürfen nur grobe Kleider tragen, werden ihres Schmuckes beraubt. Die englische Regierung ist bemüht, nachdem sie die Witwenverbrennung unter Berufung auf einen Vedavers verboten hat, auch die Kinderheiraten hintanzuhalten, durch welche gerade so viele zu Witwen, oft schon im kindlichen Alter, werden. Auch sonst wirkt das Karma anders, als wir wohl denken: »guten Appetit besitzen, eine gute Nahrung, Manneskraft, eine schöne Frau, ein weites Herz (coeur large), vor allem auch viel Geld, sind die wahren Anzeichen, dafs ein Mensch in seinem früheren Leben um den Himmel sich wohl verdient gemacht hat.«

Die Gröfsen der indischen Literatur sind Pânini, der auch von den Europäern bewundertste Grammatiker (um 400 v. Chr.), Kalidasa, der Dichter im 6. Jahrhundert nach Christo. Die Inder haben aber etwa 60 ältere dramatische Stücke vorzüglicher Art, fast alle mehr Schauspiele mit freundlicher Lösung des Konflikts. Was volkstümliche Darstellung betrifft, hat schon die Samkhyaphilosophie (die sich zum Teil mit auf die Upanischaden gründet) Parabeln; die Buddhisten lehren ganz in Parabeln.

Ein Beispiel, wie sich physiologisch in der Menschheit alles wandelt, ist, dafs das Schamgefühl bei den Indern sich nicht durch Rotwerden äufsert, sondern durch Grauwerden; die leuchtend braune Hautfarbe wird plötzlich grau.

Das Grundgefühl der indischen Vedanta, dafs alles eins ist, findet sich bei uns in der Neuzeit öfter. Nach Deussen z. B. ist der Anfang aller Philosophie die Anerkennung der Einheit des Seins, aber noch mehr nähert sich dem indischen Grundgefühl, das ja stets auch eine moralische Seite hat (dein Nächster bist du), Max Müllers Bekenntnis: Er spricht von dem »Gefühl einer völligen Identität mit allen sogenannten Fremdlingen, das ich aus frühester Kindheit mit ins Leben nahm, und das mir mit erneuter Stärke im Alter zurückgekommen ist.« Nach ihm liegt im Begriff Gottes die Einheit; nur einige der christlichen Philo-

sophen Alexandriens haben wieder den altindischen Gottesbegriff erreicht. Christus könnte den Vedantisten gelten als von Gott geboren, eins mit Gott, der Gott erkannt hat, wie wir ihn alle einst erkennen sollen, wenn wir wirklich Brüder Christi und Brüder untereinander geworden sind, und die Gotteskindschaft wieder erlangt haben. Nach den Hindus ist zwischen Gott und Mensch keine trennende Entfernung, sondern nur eine leicht verschiebbare Grenzlinie. Sie wollen ihre menschliche Natur in die göttliche zurückführen, tatsächlich das werden, was der Mensch trotz der Träume und Illusionen des Lebens ist«. Den altindischen Gottesbegriff beschreibt Müller als ein Wesen, weder männlich noch weiblich, hoch erhoben über alle Bedingungen und Begrenzungen von Persönlichkeit und menschlicher Natur. Aus der alexandrinischen Einheit von Vater und Sohn macht Müller dabei eine Einheit von Vater und allen seinen Söhnen, und findet darin den Grundgedanken der Vedanta: tat twam asi, du bist es, nämlich das Brahman. Müller geht noch weiter und schreibt: »Der Hindu, der von Brahma und Krishna spricht, meint nach meinem Dafürhalten den wahren Gott, trotz aller abgöttischen Benennungen, die er ihm beilegt« und billigend führt er Macauleys Worte an: »Wenn man einmal in einem Lande gelebt hat, in dem sehr vernünftige Leute die Kuh anbeten, so wird man duldsam gegen solche, welche nur Heilige anbeten.«

Religionsverschmelzungsversuche sind die Sikhs (Jünger, Schüler) durch Nanak (c. 1500): alle Menschen sind vor Gott gleich, keine Kastenunterschiede gelten. Seit dem 17. Jahrhundert traten sie kriegerisch und räuberisch auf (gegen die Moguls).

Erst Akbar (c. 1600) brachte ein friedliches Nebeneinanderbestehen der Muhammedaner und Hindus, er selbst hatte eine allgemeine Religion: in allen Religionen kann man Gott durch gute Lebensführung dienen.

Dem indischen Aufstand von 1857 lag das Gefühl zu

Grunde: lieber wollte das Volk von Seinesgleichen bedrückt werden als von den Fremden beglückt.

Buddhismus.

Buddha († 477 v. Chr.), aus einer Kschatrija-Familie, teilt das indische Grundgefühl. »Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, mit Unlieben vereint sein ist Leiden, von Lieben getrennt sein ist Leiden.« Der Mittelweg zwischen Sinneslust und Selbstpeinigung, ein Bettlerleben ohne Privatbesitz, ohne Ehe und ohne jede andere Lebensbestimmung als die der Loslösung von allem, führt nach ihm zum Glück des Nirvana, worin alles Wiedergeborenwerden überwunden ist. Gleichzeitig und noch etwas vor Buddha lebte Mahâvinâ, das geistige Haupt der Jinishen (Jainas, Gymnosophisten). Er war nur ein Reformator einer Lehre aus dem 8. vorchristlichen Jahrhundert. Er verlangte Kasteiung zur Erlösung. Die Djainisten, noch jetzt in Indien über eine Million, nennen sich vom Beinamen ihres Stifters »Djina« (Weltbeherrscher). Sie sprechen der Seele ein wirkliches Vorhandensein zu. Die Djinas, die Allbeherrscher, leben allein, dem Tod und der Wiedergeburt entrückt, in ewiger absoluter Reinheit fort. Bei den Djainas war die Nacktheit Prinzip; sie erbauten ihren Philosophen Tempel und stellten sie in unbekleideten Statuen dar. Die Anhänger der Sekte werden als ehrliche und tüchtige Menschen geschildert.

Das heilige Buch der Buddhisten wurde mündlich festgestellt im 3. Jahrhundert vor Christo, aufgeschrieben im 1. Jahrhundert vor Christo. Das Konzil unter Asoka fand statt 242 v. Chr. Asoka war ein eifriger buddhistischer König. Ein Edikt von ihm lautet: »Der König wünscht, dafs alle Sekten frei leben. Alle haben zur Absicht die Unterwerfung der Sinne und die Reinheit der Seele.« Buddhistische Sprüche sind: »Wer in

Kreisen des Nichts lebt, denkt nicht an sich, nicht an das Leben, nicht an das Dasein des Menschen, nicht an Ursache und Folge; wenn man nichts denkt, so tut man nichts; wenn man nichts tut, so hat man nichts; wenn man nichts hat, so ist man frei von Not und Vergnügen.« »Wer nicht klug ist, kann nicht unterscheiden zwischen Edel und Unedel.« »Die Grundlage des Guten ist die Barmherzigkeit.« »Man mufs barmherzig sein, dann vergeht der Zorn.« Von einem Anhänger sagte Buddha: »Er kann seine Gestalt vervielfältigen. Nach dem Tod wird er in den leeren Raum gelangen.« Buddha hielt einst eine Predigt über die Freigebigkeit und über die Gebote sowie über das Leben im Himmel. Darin wehrte er dem Reichen, der den Ketzern (Nichtbuddhisten) nichts mehr geben wollte: »Der Grund deines gegenwärtigen Reichtums ist, dafs du immer freigiebig warest.« Buddha empfiehlt die Pflege der Kranken. »Die Weiber gewinnen die Männer auf 6 Arten: durch Singen und Tanzen, Ballet, Musik, Lachen, Weinen. Die Weiber sind unrein, verleumderisch, rücksichtslos, eifersüchtig, neidisch, vergnügungssüchtig, jähzornig, schwatzhaft, leichtsinnig.« Böse Mönche werden so geschildert: »ein solcher schimpft den Weisen und rühmt sich selbst; er verlangt das Gut der andern; behält alles für sich und schenkt nichts, vergifst die guten Worte Buddhas, spricht dafür viel von Regierung und Krieg, macht heimlich Liebeleien, vergnügt sich immer und kann sich nicht bekehren.«

Der Grundgedanke des Buddhismus ist: die Welt braucht einen Erlöser, dieser Erlöser ist gekommen in Buddha, der den Pfad gezeigt hat. Der Buddhismus hob die Kasten nicht auf, aber er wandte sich mit seiner Aufforderung, sich zu erlösen, an alle gleicherweise. Wer nicht das Leben des Mönchs wählte, konnte doch die allgemeinen Sittengebote halten: sein Herz reinigen, sich des Lasters enthalten und die Tugend üben. »Rein lieben, das ist die ganze Lehre.«

In Indien bezeugen Inschriften das Dasein des Buddhismus noch bis ins 12. und 13. Jahrhundert, aber schon Hi-ouen-thsang, ein Chinese, der in Indien von 629—45 n. Chr. als buddhistischer Pilger weilte, fand Buddhismus und Brahmanismus in tödlichem Streit. Jetzt ist der Buddhismus in Indien lange verschwunden, aber er drang im 1. Jahrhundert nach Christo nach China, wo er im 4. Jahrhundert als Staatsreligion anerkannt wurde; 372 drang er von China aus nach Korea; im 4. und 5. Jahrhundert nach Kochinchina, Ava, Formosa und die Mongolei, im 6. Jahrhundert nach Japan, 450 von Ceylon aus nach Birma und im 7. Jahrhundert nach Siam, im 6. oder 7. Jahrhundert nach Java.

Bald nach 100 n. Chr. verschmolz der Buddhismus mit fremdländischen Anschauungen: Buddha ist Gott, gefordert wird vertrauensvolle Hingabe an ihn gepaart mit werktätiger Menschenliebe. Dem nördlichen Buddhismus ist gemeinsam die Ersetzung des Nirvana durch das westliche Paradies, Amitâbha. Der tibetische Buddhismus kam bald unter den Einflufs der ursprünglichen schamanistischen Volksreligion. Der Dalai-Lama stirbt, d. h. der Gott in ihm, dieser Hülle überdrüssig, zerstört sie, der ausgestellte Leichnam versinkt, an der Stätte liegt ein schlafender Knabe als nunmehriger Dalai-Lama. — Der Buddhismus hat z. B. auf Ceylon Sekten mit Unterschieden wie Katholiken und Protestanten. Die eine Sekte erlaubt ihren Priestern zu heiraten, läfst die Verehrung der Heiligen nicht zu und leugnet die Notwendigkeit der Enthaltung (von Fleisch). Gewisse, dem einzigen Gott errichtete Tempel atmen die Einfachheit und Strenge der reformierten Tempel. — Die Siamesen sind durch den Buddhismus gesänftigt und friedlich geworden, die Tibetaner durch ihn ein sanftes, gebildetes (lettré) und fast kultiviertes Volk. In Tibet ist der 5., in der Mongolei der 3. Teil der Bevölkerung Mönch. Davon, dafs China und die westliche Welt von neuen Nomadenstürmen verschont geblieben ist, darf die Ausbreitung der

buddhistischen Lehre mit ihren milden Sittengesetzen und ihrem entnervenden Klosterwesen ein Hauptverdienst beanspruchen. Der Buddhismus hat in der Mongolei einen furchtbaren Asketismus erzeugt, der den Nomaden anreizt, in nebelhaften abstrakten Ideen über die Gottheit und das Leben im Jenseits das Ziel des menschlichen Daseins zu suchen. — Die Armut (des Mönchs) im Buddhismus ist nur Gebot für den einzelnen; der Orden nahm von Anfang an reiche Schenkungen dankbar an. In Ceylon war schliefslich der gröfsere und bessere Teil alles anbaufähigen Landes in den Händen des Ordens. Überhaupt sammelten sich in den buddhistischen Ländern die besten und reichsten Ländereien in den Händen des Ordens an. Das Volk verarmt dabei, trägt aber sein Dasein mit Ergebung und Gleichmut, wie denn die buddhistische Welt stärker ist im Dulden und Ertragen als im Handeln. Vom buddhistischen Gott wird nur erwartet Ruhe, geistiges Tun, Spenden geistiger Wohltaten. — Naturwissenschaft lag und liegt dem Buddhismus fern. Ein Gebot des Buddhismus ist: »Habe keine Freude an den Schauspielen der Natur, ihren Formen, ihren Tönen. Vernichte dich.« Geschichtschreibung hat der Buddhismus gezeitigt durch die buddhistischen Chroniken, zunächst der Klöster. — Gegen die christlichen Missionare erklären die Buddhisten sich dahin: »Wir wissen alles, was ihr uns sagt. Unser Gesetz ist es ja, was ihr uns entliehen habt, indem ihr es seiner orientalischen Farben und poetischen Formen beraubtet.« Nach dem (populären) Buddhismus hat es viele göttliche Inkarnationen gegeben, und kann der Mensch Gott werden und sich mit der ewigen Substanz vereinigen. — Gewöhnlich gilt bei unseren Theologen der Buddhismus (wohl durch Schopenhauer) als der einzige in Betracht kommende Rivale des Christentums. Max Müller hat gemeint, in dem buddhistischen Mitleid könne das Beste der Liebe stecken.

Parsismus.

Zarathustra war Meder, Medien grenzt an die Gegenden mit Naphthafeuer und Feuerverehrung. Zarathustra kämpft in der Jugend gegen üble Zauberer, zieht sich mit 20 Jahren auf lange Zeit zu Betrachtung und Gebet zurück; dann führte ein Engel ihn vor Ahuramazda (630 v. Chr. nach der Tradition). Er hat noch mehrere Visionen. Ein Fürst von Balkh bekehrte sich zu ihm. Seine Religion fand Eingang in Iran. 583 bei der Erstürmung von Balkh durch die Turkmenen wurde der Prophet am Altar des Feuers erschlagen. Von Darius wird Ahuramazda als der Gott der Arier bezeichnet.

Grundcharakter des Mazdaismus ist Verbindung von Gottesdienst mit kulturellen Aufgaben, grofsem sittlichem und eschatologischem Ernst (Gericht und Auferstehung). Der Kontrast zwischen Sommer und Winter, Tag und Nacht, wüster gegenüber fruchtbarer Natur ist in Iran aufserordentlich scharf, und die Bewältigung der feindlichen Naturmächte müssen die Iranier als eine Aufgabe empfunden haben, deren Lösung ihre ganze Existenz brauchte. Ormuz ist vollkommen geistig, von einer körperlichen Gestalt wird so gut wie ganz abgesehen. Der ethische Konflikt zwischen geistigen Mächten ist im Avesta das Konstituierende. Heiligkeit, Reinheit und Gerechtigkeit bilden in Ormuz eine unlösbare Einheit. Nur die dem Reiche des Guten angehörigen Dinge rühren von ihm her. Die ganze Natur wird von ihm erhalten. Mit Hilfe der Mazdatreuen Menschen (gute Gedanken, »gutes Wort, gute Tat«) wird Ormuz den endlichen Sieg über den Widersacher, Ahriman, davontragen. Die Mazdafrommen geben der Welt durch ihre Reinheit Gedeihen. — Die Verehrung der Sonne tritt bei den Iraniern auffallend zurück. Der Mond ist der »Vordeuter« der Perser. Ahura ist der Hauptgott. Das Haomaopfer ist das Hauptopfer des Mazdaismus. Neben der (späteren)

Zoroasterreligion des Avesta hat sich die Mithrasreligion entwickelt; sie sind beide eine Transformation der alten Religion der iranischen Stämme. Der westliche Mazdaismus, der in Kappadocien geübt wurde, und von dem die Mysterien des Mithras sich herleiten, war in gewisser Weise der alten persischen Religion näher geblieben als der durch den sassanidischen Klerus bekannte, dessen heiliges Buch der Avesta ist. Im jüngeren Avesta ist bereits die Lehre von der Auffahrt der Seele durch eine Reihe von Himmelsstationen vorhanden. In der Mithrasreligion stand diese Lehre und die daran sich anschliefsende Praxis der Ekstase im Zentrum ihres Mysterienwesens. In der Sassanidenzeit finden sich zahlreiche Spuren des eschatologischen Dogmas sowohl wie der ekstatischen Praxis. Bis heute haben sich diese Vorstellungen bei den persischen Anhängern des Islam erhalten.

Griechische Religion.

In der ältesten gemeinsamen Sprache (der Indoeuropäer) ist allein die Benennung des Himmelsglanzes (Διὸς), der Sonne und der Morgenröte wirklich schon angelegt. Auf griechischem Gebiete selbst sind Geister in Feld und Wald, Flufs und Berghöhle uralt; Seelenkult liegt in den Grabgewölben von Mycenae vor. Die ältesten athenischen Gräber, etwa 700 v. Chr., zeigen die Stärke des Seelenglaubens; gegen 300 fand ein Sinken desselben statt. In der historischen Zeit gelten auch die Götter als geworden (wie die Geschlechter der Menschen), von der Erdenmutter stammend, sie sind aber unsterblich. Sie geben dem Menschen alles, Gutes und Böses. Unbedingtes, unbeschränktes Glück ist dem Menschen versagt, wäre ein Frevel. Das einzige grofse Hauptprivileg der griechischen Götter ist im Grunde ihr Nicht-altern und Nicht-sterben. Die Götter sind für die Menschen wohl Geber der Gaben, die man hierfür zu erbitten hofft, allein

sie sind nicht Abwender des Schicksals. — Die Griechen suchten gern eine göttliche Direktion oder Bestätigung. Jahrhundertelang wufsten die Apollopriester in Delphi mit religiöser Weihe gerade das anzugeben, was die Beteiligten wünschten. Die Rolle der Dichter ist eine doppelte bezüglich der Religion. Zum Teil sind der sagenbildenden Phantasie der Griechen die Götter von jeder religiösen Beziehung losgelöste, ganz selbständige Gestaltungen von hohem künstlerischem Wert geworden, mit denen die Dichtung ihr geniales Spiel treibt, teils sind die Dichter wirklich religiöse Naturen und sprechen sich als solche aus: so zur Zeit der Perserkriege Bacchylides und Pindar. Nach Bacchylides sieht Zeus, der in der Höhe herrscht, alles, nicht er ist Verursacher grofser Schmerzen den Sterblichen, sondern zum freien Erwählen ist Glück und Unglück allen Menschen hingestellt (ἐν μέσῳ κεῖται τυχεῖν πᾶσιν ἀνθρώποις). Das geradeausgehende Recht, den Begleiter der Wohlgesetzlichkeit und des verständigen frommen Brauchs (θέμιτος), wählen die Kinder der Glücklichen zum Hausgenossen (σύνοικον). Nach Pindar hat gegen Ein Gut der Unsterblichen Rat dem Menschen zwei Übel gesellt. Tugend meint bei ihm neben Tüchtigkeit des Leibes und der Seele zu allem, was damals als rühmlich galt, auch Sieg in den heiligen Spielen und Ruhm und Ehre. Reichtum meint neben grofsen Mitteln auch Macht und Ansehen. Im 6. Jahrhundert dichteten die Orphiker theologische Epen, erteilten mystische Weihen, schrieben asketische Lebensregeln vor. Der Mensch ist nach ihnen schon von Anbeginn sündhaft. Thrakische Beziehungen bei ihnen gelten als sicher. Der Mensch ist ihnen titanenhaft und dionysisch zugleich. Die gebundene Seele (Dionysos) aus dem Kerker (Leib), dem titanischen, zu befreien, ist Ziel. Es besteht Seelenwanderung als ein Übel. Von der Wiedergeburt befreit, ist der Seele Leben ewig in Gott, von dem sie stammt. Plato schätzt die Orpheotelesten gering, von Orpheus selbst spricht er gelegentlich und dann mit Achtung. Allgemein statuiert man jetzt,

dafs er durch Vermittlung pythagoreisch-orphischer Vereine Grundgedanken seiner Philosophie von dort genommen und eigentümlich mit sokratischer Methode und der Ideenlehre verarbeitet hat. Für manche Orphiker war Zeus das in der Welt waltende Prinzip (εἷς θεὸς ἐν πάντεσσι) in pantheistischer Weise. In ähnlicher Art wirkten die Eleusinien. Bei den Vorbereitungen dazu wollte man die Zustände der trauernden und suchenden Demeter mit erleben. Sodann wurde am Tage gefastet, des Nachts bei Fackelschein umhergelaufen. Nach beendigtem Fasten trank man wie Demeter den κυκεὼν, ein aus Mehl und Wasser bereitetes Getränk, in Verbindung mit irgend einer Speise. Endlich erfolgten die heiligen Schauspiele auf einer grofsen Bühne. Die von Demeter und Kora handelten, machten die eigentliche Weihung (μύησις) aus. Schon der homerische Hymnus an Demeter preist das Los derer, die dies geschaut, nach ihrem Tode vor denen, die dies nicht geschaut. — Nachwirkungen des Seelenglaubens sind die Erzählungen von Menschen, die in Wölfe und Hunde verwandelt sind (wie in Indien in Tiger) und von Vampyren. Phlegons Geschichte, die Goethe zur Braut von Korinth benutzt hat, spielt bei jenem gleich nach Alexanders des Grofsen Tode, und nicht in Korinth (in Thracien). Solche Wiederkehr Toter mit Blutaussaugung wird oft erzählt. Mit gutem Grund vermutet man, dafs Erinnys ursprünglich eines Ermordeten zürnende, sich Rache holende Seele sei.

Zeichen spielen in der historischen Zeit der Griechen eine grofse Rolle. Dion, der Platonschüler, welcher den jüngeren Dionys vertrieb, ist bei all seinem Tun stark von Mantik umgeben; sein wichtigster Seher, Miltas, war zugleich Platoniker. Alexander der Grofse, ein gläubiger Grieche, wenn es je einen gegeben hat, besafs auf seinen Zügen an Aristandros einen würdigen und getreuen Mantis, der »nicht anders redete, als wie die Gottheit sprach« (Arrian). »Als Alexander zu Zeus gebetet hatte als seinem Vater, zeigte Aristander, der in einem weifsen

Kleide und mit einem goldenen Kranze geschmückt neben ihm herritt, über Alexander einen Adler, der seinen Flug gerade auf den Feind zu nahm. Alle, die ihn sahen, wurden dadurch mit hohem Mute erfüllt.« — Das Glück (Tyche), das in der hellenistischen Zeit eine so grofse Rolle bei den Schriftstellern spielt, wurde durchaus religiös aufgefafst. »Alle seine Erfolge (bei der Befreiung von Syrakus) setzte Timoleon auf Rechnung des Glückes.« »Er sei den Göttern dankbar, dafs sie in ihrem Ratschlufs, Sizilien zu retten, ihn zum Werkzeug erkoren hatten.«

Plutarch (um 100 n. Chr.) hat ausdrücklich geurteilt: »eine Gottheit hat den Beruf, alles grofse und überragende Glück zu demütigen, und das menschliche Leben so zu gestalten, dafs es keinem unvermischt mit Leid und ungetrübt bleibt, dafs vielmehr diejenigen die glücklichsten sind, die abwechselnd Glück und Unglück trifft.« Im Hintergrund liegt hier die Selbsterkenntnis, dafs die Gefahr der Griechen die Mafslosigkeit, die ὕβρις, war, der durch öfteres Unglück vorgebeugt wurde. Treffend hat Rohde geurteilt: religiös stehe der Grieche dem θεῖον, dem δαιμόνιον gegenüber und habe dadurch etwas von dem, was man Henotheismus nennt, das Gefühl, dafs etwas, wie es Plutarch ausdrückt, Gröfseres als der Mensch (μεῖζον ἢ κατ᾽ ἄνθρωπον) im Spiel sei; wegen seiner Gleichartigkeit hat das etwas Monotheistisches an sich. Es ist das als Gefühl von Wissenschaft frei und in der Tat hielt sich die griechische Religion ohne Wissenschaft bis gegen Ende. Dabei blieb nach Rohde »Beherrschung der Welt durch die Erkenntnis zuletzt doch dem Griechen ein unausrottbares Streben seiner Natur«. Wie eins neben dem andern gehen konnte, zeigt sich gut in den Krankenheilungen. Incubation war Schlafen in einem Heiligtum zu dem Zweck, einen jatrisch bedeutsamen Traum zu haben. Weihgeschenke mit der Inschrift ex visu (auf eine Vision hin), ex jussu (auf Geheifs des Gottes), ex oraculo (auf ein Orakel hin) haben sich viele gefunden. Im Asklepiustempel überliefs man sich nach voll-

brachtem Opfer dem Schlummer. Auf den wiedergefundenen Weihetafeln werden die Träume (Kopfabschneiden, Bauchaufschneiden, Wiederan- und -zunähen) als Wirklichkeiten erzählt. Im 2. Jahrhundert nach Christo fand ein neuer Aufschwung des Asklepieion in Epidauros statt. Priester und Tempeldiener haben jetzt Heilpraxis, die Leidenden blieben Wochen und Monate. Galen (im 2. Jahrhundert), der grofse Arzt und für das ganze Mittelalter mafsgebend gewordene medizinische Schriftsteller, war überzeugter Anhänger der Traumorakel. In Pergamon wurde damals ausgebaut der Tempel des Zeus Asklepios, *σωτὴρ τῶν ὅλων*, des Retters des Alls. Sehr lehrreich nach dieser Richtung und überhaupt für Religion im ausgehenden Altertum ist der Schönredner Älius Aristides im 2. christlichen Jahrhundert. Ihn, der stets kränklich war, hat Asklepius wunderbar durch Mittel geheilt, die er im Traum angab, und hat ihn aus Meeresgefahr gerettet; er hat ein besonderes Verhältnis zu diesem Gott. Machaon und Podalirius, die Asklepiaden, sind unsterblich geworden und durchwandeln die Erde; viele haben sie schon gesehen und erkannt, wie sie sichtbarlich (*ἐμφανῆ*) sich bewegten. Von Zeus sagt Aristides: »er hat alles gemacht (*ἐποίησε*), zuerst aber hat er sich selbst gemacht; indem er aus sich selbst geworden, bedurfte er nichts anderes, um zu sein, er war selbst und zugleich die Welt.« »Ich habe einmal eine Stimme gehört, die sagte, der Geist (*νοῦς*) müsse bewegt werden von dem Bestehenden aus (*ἀπὸ τοῦ καθεστηκότος*), bewegt müsse er zusammenkommen mit Gott; diesem vereint, überrage er sofort (*ἤδη*) die menschliche Natur.« Es ist das die Extase, die in diesen Jahrhunderten oft geschildert wird, und die im Neuplatonismus sich verschmolz mit Volksreligion, Plato, Aristoteles, Stoikern. Von da aus machte Porphyrius im 3. Jahrhundert seinen Angriff auf das Christentum, urteilend, die Christen mögen ihren Stifter getrost weiter verehren, denn er war ein weiser und frommer Mann, aber seine Schüler haben die von ihm verkündeten Wahrheiten verunstaltet,

haben ihn selbst wider seinen Willen zu Gott gemacht. Ihren heiligen Schriften dürfen die Christen keinen Glauben schenken, sie enthalten Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten. — Wie sehr lange die griechische Religion sich trotz der Unterdrückung durch die christlichen Kaiser erhielt, ist mehrfach festgestellt worden. In allen Volksepen des mittelalterlichen Griechenlands (aufser einem), die auf uns gekommen sind, begegnet man nicht der geringsten Anspielung auf das Christentum. Man fand damals noch heidnische Dörfer. Viele der griechischen oder albanesischen Soldaten bekannten, wie das Volk, den alten Glauben und Aberglauben. In der Form des Kultus auf Tenos hat sich, wie neuerdings konstatiert worden ist, ein starker heidnischer und antiker Einschlag erhalten, wie dies überhaupt dem Süden und den romanischen Völkern eigentümlich ist. Im Befreiungskrieg gegen die Türken ist es wiederholt vorgekommen, dafs Palikarenführer sich die beste Gelegenheit zu erfolgreichen Waffentaten haben entgehen lassen, weil die Schulterknochen des am Abend vorher verzehrten Lammes, durchs Licht besehen, unheilbringende Linien zeigten.

Römische Religion.

Die Stammesvettern der Griechen in Italien blieben in dem ungeordneten Geistertreiben der Bauernreligion befangen, wie noch Ovids Festkalender zeigt. Die römische Religion wurde durch etruskische und (von Unteritalien her) griechische Einflüsse abgewandelt. Italisch war der heilige Frühling, d. h. dafs wegen Überbevölkerung Menschen und Vieh eines Jahres zur Auswanderung bestimmt wurden. Um die Zeit, dafs die Römer sich mit Vejentern, Galliern und Volskern herumschlugen, besetzten in dieser Weise Züge sabellischer Völker Kampanien, Apulien, Lucanien, indem sie sich mit den Einheimischen ver-

ständigten und den griechischen Städten den Krieg erklärten. — Die römische Frömmigkeit im Zeitalter des punischen Krieges zeigt Plutarch im Fabius. »Fabius lenkte durch Gelübde den Sinn der Menge auf das Himmlische und machte sie dadurch froher Zuversicht für die Zukunft. Er selbst setzte alle Hoffnung auf sich selbst, überzeugt, dafs die Götter nur der Tapferkeit und Umsicht glückliche Erfolge verleihen.« Er führt von Fabius den Ausspruch an, die Götter freuten sich nur an der Verehrung der Glücklichen. Über Hannibal urteilt Plutarch: »es ist schwer zu sagen, welche Erwägung Hannibal abhielt (nach Cannä), direkt auf Rom zu ziehen. Sein Zögern und Zagen war wohl das Werk eines Dämons oder Gottes, der ihm im Wege stand.« Nach demselben Plutarch schreiben die Römer fromm alle ihre Erfolge im Kriege den Göttern zu. Sulla schrieb seine Taten dem Glück (in diesem Sinne) zu. Nach seinen Denkwürdigkeiten waren ihm Taten, die er ohne lange Überlegung im Augenblick gewagt habe, besser gelungen als solche, die er noch so wohl überlegt zu haben glaubte. — Vorhersagungen hatten grofsen Einflufs. Marius erklärte im Unglück, er habe noch eine letzte Hoffnung, für diese spare er sich im Vertrauen auf alte Weissagungen auf (das 7. Konsulat). Wie sehr religiös-sittlich antike Art sein konnte, zeigen Gedanken Ovids in den (nach griechischem Vorbild) gedichteten Metamorphosen: »Gegenstand der Fürsorge für die Götter sind die tätig Frommen (welche Gastfreundschaft gegen Fremde üben), und die geehrt haben, werden geehrt (colere).« »Es schauen die Himmlischen die sterblichen Dinge mit gerechtem Auge an: wer anderen nicht geholfen hat, dem wird nicht geholfen; wie er andere im Stich gelassen, so mufste ihm widerfahren; er hatte sich selber das Urteil gesprochen.« »Denen, welche den Göttern gebeichtet haben, steht irgend eine himmlische Hilfe (numen) offen.« Dabei drängt sich auch das Bewufstsein auf, dafs Mut soviel sei wie Götter: »jede von beiden Seiten hat ihre Götter, und sie haben,

was Göttern gleich ist (instar deorum), sie haben Mut (animos).« Die antike gereifte Auffassung läfst nämlich die letzten Fragen gern offen. So schreibt Vellejus Paterculus (unter Tiberius): »so lang unversehrt bleiben wird dieses Weltganze (rerum naturae corpus), sei es nun (vel) durch Zufall oder durch Vorsehung oder wie auch immer hergestellt (constitutum),« und selbst der platonisch gesinnte Plutarch sagt bei Kamillus: »mochte es ein Zufall fügen oder ein Gott schicken, der sich der mit Undank belohnten Tugend annahm.« — Welchen Glauben noch um 416 n. Chr. Roms Geschichte erweckte, lehren die Worte des Namatianus, eines Galliers, beim Abschied von Rom: »Auf deinem Gebiet geht die Sonne auf und auf deinem Gebiet geht sie unter. Soweit sich von einem Pol zum andern die Lebenstätigkeit der Natur erstreckt, ebensoweit hat deine Tugend die Welt durchdrungen. Den verschiedenen Völkern hast du ein einziges Vaterland bereitet. Deine Herrschaft ist für sie die Quelle von 1000 Gutem gewesen. Du herrschest und du hast verdient zu herrschen, du wirst grofs in Widerwärtigkeit, deine Unglücksfälle bereiten deine Auferstehung vor.« — Die Annahme des Christentums hat das Römerreich nicht gerettet. Die christliche Kirche hat zum Ruin des Reiches dadurch besonders beigetragen, dafs sie es nicht verteidigte. Was der bürgerlichen Gesellschaft des Reiches (infolge des Kaiserdespotismus) fehlte, die Kirche hatte es, Wahl, Beratung, Freiheit, Leben. — Gegen die Annahme, dafs neben den Beerdigungsvereinen heidnische Gesellschaften mit Liebeszielen (charité) bestanden hätten, ist gegründeter Widerspruch erhoben worden.

Varia, Australien u. a.

Die Australier glauben an allerlei Geister und Gespenster; ihre religiöse Praxis geht in Zauberei auf. Die weifsen Menschen sind ihnen die zurückkehrenden Toten.

Hyperboreer. Die Hyperboreer haben Bärenverehrung, mit Lappen behängte Stöcke als Zaubermittel und den Glauben an eine unterirdische Welt, die der oberirdischen ganz ähnlich ist. Die Hyperboreer (um den Pol herum wohnend) sind Langköpfe, untermischt mit Kurzköpfen.

Hanfreligion. Die Bauhilange im Kongogebiet, besser begabt als der Durchschnitt der Negervölker, haben eine eigentümliche Hanfreligion (analog dem Soma der Arier, dem Tabak bei manchen Indianern). Diese Hanfreligion war sehr freundlich gegen Genossen und Auswärtige.

Syrer, Phöniker. Der Kult der syrischen und phönikischen Götter war mehr auf Abwehr von Unheil gerichtet.

Eklipsen, Kometen. Die Finsternisse (Eklipsen) gehören mit Erdbeben und Kometen zu jenen seltenen Naturerscheinungen, deren Auftreten von jeher die Menschen mit wenigen Ausnahmen mit Angst und Schrecken erfüllt und zum Suchen nach einer mythologischen Erklärung (Finsternisungeheuer) bewogen hat, welche Erklärungen so ziemlich überall die gleichen Bahnen eingeschlagen haben.

Höchster Himmelsgott. Die Vorstellung eines höchsten Himmelsgottes ist ein verbreitetes Phänomen, so bei den Chinesen und den übrigen Stämmen der mongolischen Rasse, der Anu der Babylonier, der Dyaus pitar, Zeus, Jupiter, Tius, auch die ägyptische Theogonie.

Edda. Die Mythologie der Edda ist zu deutlich ein Produkt späterer Zeit, aber doch in Grundzügen mit der deutschen übereinstimmend. Dafs niemand seinem Verhängnis entgehen kann, ist ein Hauptgedanke im germanischen Epos wie in den nordischen Sagas.

Germanen. Adam von Bremen berichtet: die Schweden beten im Tempel zu Upsala die Bildsäulen dreier Götter an, Thor, Wodan und Fricco (Freyr); Thor ist Wettergott, Wodan

(Wut) Kriegsgott, Fricco, Gott der Freude und Lust (mit einem ungeheuren männlichen Glied).

Derselbe Adam von Bremen berichtet: auf Befehl König Olafs und mit Zustimmung des Volkes und nachdem das Los geworfen und das Götzenbild befragt war, wurde daselbst eine Kirche gebaut und die Erlaubnis zur Taufe gegeben.

Balten. Die Balten befassen Letten, Litauer, Preufsen, sie sind ein Zwischenglied zwischen Slaven und Germanen.

Von den Pruzigen wird berichtet: sie sind sehr menschenfreundlich, fahren denen, welche auf dem Meer Gefahr leiden oder von Seeräubern angefallen werden, zur Hilfe entgegen. Gold und Silber achten sie sehr gering.

Slaven. Ein näherer Zusammenhang zwischen Slaven und Iraniern gilt schon durch den Namen Bog für Gott als sichergestellt.

Mittelalterliche Schriftsteller urteilen: von diesen (wendischen) Völkern könnte man noch viel Lobenswertes sagen, was ihre Sitten anlangt, wenn sie nur den Glauben Christi hätten, dessen Prediger sie voll Wildheit verfolgen.

Von den Luticiern oder Wilzen sagt Adam von Bremen: alle sind noch im Irrwahn heidnischer Abgötterei befangen. Übrigens wird, was Sitte und Gastlichkeit anlangt, kein Volk zu finden sein, das sie ehrenwerter und dienstfertiger erwiese.

Helmold urteilt: bei aller Mannigfaltigkeit der Götter, denen sie Fluren und Wälder, Leiden und Freuden zuschreiben, leugnen sie (die Slaven) doch nicht, dafs Ein Gott im Himmel über die übrigen herrsche. Dieser vor allem gewaltige sorge nur für die himmlischen Angelegenheiten, die andern gehorchen ihm, indem sie die von ihm ihnen übertragenen Ämter verwalten.

Der König steht (bei den Rugiern) im Vergleich zum Priester (des Swantowit, nach manchen aus Sanctus Vitus erst entstanden) in geringem Ansehen; denn dieser erforscht die Orakelsprüche des Gottes und den Ausfall der Lose. — Die Rugianer zeichnen

sich durch viele natürliche gute Eigenschaften aus. Sie üben in hohem Grade Gastfreundschaft und erweisen den Eltern die schuldige Ehrfurcht. Auch fand man bei ihnen keine Dürftigen oder Bettler. Wenn dort einer durch Krankheit oder Altersschwäche untüchtig wird, so überweist man ihn ohne weiteres seinem Erben, der ihn verpflegen und sich seiner auf das Sorgsamste annehmen mufs.

Amerika.

Von den etwa 1000 verschiedenen Sprachen und Dialekten der neuen Welt gehören ungefähr 750 dem Gebiet südlich des Isthmus von Panama an und nur 250 dem zentralen und nördlichen Amerika.

Irokesen. Nach den Irokesen, einem Jäger- und Kriegervolk, hat man in Nordamerika fälschlich alle Indianer gedacht. Viele andere hatten viel Ackerbau und feste Ansiedlung. Alle Völker der neuen Welt waren bis zur Ankunft der Spanier unfähig geblieben, grofse Staatengebilde zu organisieren. Nur der Bund der Irokesen, etwa 100 Jahre vor der Entdeckung, war eine Art Ausnahme und machte, dafs diese sich verhältnismäfsig zahlreich erhielten. Gegen Missionare im 17. Jahrhundert wandten die Indianer ein: »wir haben bis jetzt glücklich gelebt unter den väterlichen Göttern; was wir bei euch sehen, macht uns keine Lust, neue Götter anzunehmen. Und was erlangt ihr durch eure Gebete? Unsere Saat wächst so gut wie die eure; wir erlegen die Tiere des Waldes so glücklich wie ihr.« Doch hat ihnen europäische Bildung und Macht imponiert.

Mittelamerika. In den Religionen des mittleren Amerikas kannte man Ekstasen, Visionen, drastische Krankenheilungen nach Art der Schamanen.

Die Indianer Zentralamerikas gaben unter dem Druck einer ungünstig veränderten politischen Lage leicht die Wohnsitze preis,

an denen Generationen hindurch das Volk gesessen, gearbeitet und gebaut hatte. In den Wandersagen der zentralamerikanischen Völker kehrt an zahlreichen Stellen die Auffassung wieder, dafs die Völkerschaften, von ihrem Nationalgott geführt, so lange wandernd hin- und herirrten, bis der Gott, direkt oder durch seine Diener, den Befehl gab, sich an dieser oder jener Stelle dauernd niederzulassen und ihm eine Wohnung zu bauen. So auch bei den Maya (in Yucatan). Die Mayavölker führten unter einer mildgehandhabten priesterlichen Aristokratie ein arbeitsames, aber auch sorgenloses Dasein. Phallische Kulte, Verehrung sogar einer Gottheit der widernatürlichen Unzucht, kamen vor. Nach der spanischen Unterwerfung bauten die so gutmütigen, fügsamen und genügsamen Indianer nun für ihre christlichen Herren und Priester den Boden mit demselben Fleifs, wie sie es für ihre alten Herren getan hatten, und die geschickten Baumeister und Bildhauer errichteten jetzt nach den neuen Vorbildern Tempel und Paläste mit der alten Kunstfertigkeit.

Zwischen Mexiko, Tlazcala, Huxolziuno bestand ein Vertrag, wonach die drei Staaten in friedlicher Abmachung die Kriege untereinander regelten, um zum Opfer für ihre Götter jederzeit eine genügende Anzahl von gefangenen Feinden zur Verfügung zu haben. Krieg, Menschenopfer und gottesdienstliches Menschenfressen gehören zu den charakteristischen Betätigungen aller Nahua. Den Menschenopfern der Nahua lag die Vorstellung zu Grunde, dafs der dem Gott Dargebrachte durch die Opferung geheiligt, gewissermafsen in die Gottheit transsubstantiiert werde, darum war der zu Opfernde schon vor seinem Tod Gegenstand göttlicher Verehrung. Deshalb wurde der Leichnam verspeist, damit gleichsam jeder, der davon genofs, einen Teil göttlicher Substanz zu sich nehme. Deshalb diente die dem Opfer abgezogene Haut dem Bild des Gottes selbst oder doch seinen irdischen Vertretern, den Priestern, als eine geweihte Hülle. In den höchsten Himmel, die Sonne, kamen

die Seelen der Geopferten, der im Kampf Gefallenen, aller Frauen, die bei der Geburt eines Kindes starben.

Die Könige von Tezcuco waren von jeher durch ihre Fürsorge für das innere Wohl des Staates berühmter gewesen als durch ihre kriegerischen Leistungen. In Tezcuco war weitgehende religiöse Toleranz, den verschiedensten Göttern waren Tempel errichtet. Einer der Könige wollte nur zu dem Einen Gott beten, der alles erschaffen habe und erhalte.

Bei den Wanderungen der Azteken hatten die Priester Huitzilopochtlis (vermutlich erst Sonnengott, dann Kriegsgott) die führende Stellung innerhalb des Stammes behauptet. Trotz des lebhaften Widerspruchs der Priesterschaft wurde unter Einfluſs der Lage und nach dem Beispiel benachbarter Stämme um 1250 ein weltliches Oberhaupt eingesetzt. Nach Kriegsunglück predigte Tenoch, der priesterliche Führer der Mexica, noch einmal im Namen des Gottes Huitzilopochtlis die Auswanderung, und führte die geringen Reste seines Volkes aus dem Kreise der blühenden Städte heraus in die sumpfigen Marschen am Westufer des Sees von Tezcuco, und gründete dort angeblich auf ein göttliches Omen hin die Stadt, die als Mexico-Tenochtitlan im Lauf der Zeit die Hauptstadt des Aztekenreiches geworden ist (1325). Die mexikanischen Chroniken erzählen dann fernere Kriege so, als ob sie reine Heldentaten ihrer Könige gewesen wären, aber bis zum Sturz des Tec pane ken-Reiches haben die Könige von Mexiko diese Kriege nur als Hilfstruppen ausgeführt. Je mehr die Mexikaner zu Macht und Ruhm emporwuchsen, desto eifriger pflegten sie ihren blutigen Gottesdienst. Ihre Erfolge schrieben sie der durch reichliche Blutopfer erkauften Gunst der Götter zu. Bei einer mehrjährigen Hungersnot (1445) wird ihre Opferwut frenetisch. Nach jedem glücklichen Feldzug fand aber auch eine freigebige Austeilung von Land und Leuten der Besiegten an alle statt, die durch kriegerische Tapferkeit zu dem Erfolg beigetragen hatten. Dadurch gewannen sie eine Stütze gegen etwaige

Unabhängigkeitsgelüste der nunmehrigen Vasallenkönige. Einzelne Punkte an den wichtigsten Verkehrsstrafsen wurden bewaffnete Lager mit Garnisonen. Das mexikanische Reich war jedoch nur mehr ein lockerer Bund. Bei der Ankunft der Spanier herrschte religiöse Scheu, ihr Erscheinen möge mit der alten Prophezeiung von einer aus Osten kommenden allgemeinen Umwälzung (Wiederkehr Quetzalcoats) der heimischen Verhältnisse in Beziehung stehen. Die Verfassung Mexikos selbst war eine oligarchisch beschränkte Monarchie, wie fast überall bei den Ureinwohnern Amerikas.

Peru. Die Chimu an der Peruküste verehrten das Meer als ein göttliches Wesen, das mit seinem kühlenden Hauche die vernichtende Glut der Sonne mildert.

Die Inka sind weder die Träger einer besonderen Nationalität noch einer besonderen Kultur gewesen, aber sie haben die Eigenart ihres Volkes und seiner Sitten über weite Gebiete zur Herrschaft gebracht und auf Grund der alten Kulturen, die sie unterworfen hatten, eigenartige, ja bewunderungswürdige Einrichtungen verbreitet. Vor der Ausbreitung der Sonnenreligion der Inka war der Steinkultus verbreitet gewesen. Die Inka sind hervorragend aggressiv und expansiv gewesen. Dennoch wird es kaum auf dem Erdenrund eine Macht gegeben haben, die, obwohl Generation auf Generation im Dienst der Waffen heranwuchs, doch in der Art ihrer Kriegführung so mafsvoll, so menschlich geblieben wäre, wie die Inka. Dem Gottesdienst der Inka war jede skulpturelle Bildnerei fremd. Später wurden von den Inkas auch andere Götter zugelassen, und Cuzko ein Sammelpunkt auch für die Götter und Priester aller Stämme, die zum Inkareich gehörten. — In die Schulen wurden nur junge Männer vom Inkastamm zugelassen, Kinder von Vasallenfürsten nur durch besondere Begünstigung (das Ollantadrama ist kein Produkt altindianischer Geistesentwicklung, sondern entstand erst im 17. Jahrhundert). — Die Regierung des Inkareichs war eine theokratisch-

absolutistische; der Inka allein besafs wirklich Eigentum. $^1/_3$ vom Grund und Boden war für den Unterhalt des Herrschers (Fiskus) bestimmt, $^1/_3$ für den Dienst der Sonne (Fiskus), $^1/_3$ für das Volk, nämlich der Teil des Landes, der den Dörfern und Ortschaften zunächst lag. Ein Teil der Einwohner frohndete durch Handwerke, der Landmann durch Hüten der Lamaherden oder durch Bearbeitung des dem Inka und der Sonne gehörigen Bodens. Die Bestellung geschah gemeinsam und unter Leitung von Aufsehern. Die kleinste administrative Einheit war die der Familie von je 10 Einwohnern, der ein Beamter vorstand mit der Aufgabe, für diese zu sorgen und sie zu beaufsichtigen. Reichte der Boden nicht für alle aus, so wurden Kolonisten in wenig bevölkerte Gegenden des Reiches ausgesendet. Arbeit wurde vom 24. bis 50. Jahre verlangt. Verheiratet wurden die Einwohner von Staats wegen, aber am Orte, männlicherseits mit 25 Jahren.

Alttestamentliche Religion.

Die alttestamentliche Religion kann nicht mehr so gefafst werden, wie sie im gewöhnlichen Unterricht noch überliefert wird, d. h. nicht als eine Ausnahme von der sonstigen Menschheits- und Volksgeschichte. Die Anwendung der überall sonst bewährten Methoden der historisch-philologischen Forschung auf das alte Testament ist durch dieses selbst nahegelegt. Eine Menge Angaben des alten Testamentes führen auf Analogien der Menschheits- und Völkergeschichte. Gerade z. B. in den Kriegsaltertümern berührt sich das Volk Israel und seine Religion mit dem Glauben und Aberglauben der Völker: so die kriegerische Art Jahves, die kriegerischen Idole (Lade, Efodbild, Ot und Degel als Standarten), der Kriegskult (Orakel, Seher, Vorbedeutung, Zauberstab, Bann, Menschenopfer usw.), kriegerische Besessenheit (Richter, Berserker wie Simson, Nebiim), Zebaot ist das

wilde Heer, das besonders im Krieg mit Jahve stürmt. Der Nasirat war ursprünglich eine kriegerische Erscheinung. Nach Stade (Die Entstehung des Volkes Israel) waren Jakob und seine Söhne Schafnomaden in Gosen, d. h. dem Lande von der Grenze Ägyptens bis zu der Palästinas. Moses' Person und Werk ist geschichtlich. Jahve ist ein alter Gewittergott vom Sinai (Stammgott der Keniter), dann aber auch Gott einer Konföderation von hebräischen Nomaden. Moses führte einige in Abhängigkeit von Ägypten Geratene (die Grundlage der späteren Rahelstämme) aus der Bedrückung weg, die Befreiten und ihre Verbündeten verwuchsen zu Einem Volk. Daher der Glaube an Jahve als Volksgott. Im Ostjordanland beginnt der Ackerbau. Das Westjordanland wurde langsam erobert.

Allgemein semitische Art ist (Robertson Smith), dafs, wo immer das spontane Leben der Natur sich in emphatischer Weise äufsert, sie etwas Übernatürliches sehen. Dies Übernatürliche wurde vorgestellt wie ein quasi Menschliches, wie es Tieren, Pflanzen, selbst unorganischen Dingen zugeschrieben ward. Das altsemitische Opfer ist der Gottheit und dem Menschen gemeinsamer Genufs von Fleisch und Blut. Der bezeichnende Zug von Moses' Gotteserkenntnis ist Jahves strenge Gerechtigkeit und unnahbare Heiligkeit. Auf diesen Grundzug der israelitischen Religion haben die späteren Propheten immer wieder zurückgegriffen (Wildeboer). Tatsächlich war Davids Regierung die einzige, unter der Israel als geeintes Reich neben den übrigen palästinensischen und syrischen hatte auftreten können. Sich in Palästina (nach Jahves Verheifsung) unabhängig zu erhalten, konnte nur in besonders günstigen Umständen gelingen. Ägypten war ebenso wie die Euphratländer auf Palästina angewiesen. Wenn diese die Hafenplätze am mittelländischen Meer nötig hatten, so war es für Ägypten das nächstgelegene und am meisten versprechende Land zur Ausdehnung seiner Herrschaft.

Nach Guthe (Geschichte Israels 1899) waren Krieg (zur Er-

oberung Palästinas) und Recht und Sitte der wesentliche Bestandteil der Religion Jahves. Die Verehrung Jahves sollte eine ausschliefsliche sein. Es gab unter Saul, David und Salomo Privat-, Geschlechts- (Stammes-) und Ortsheiligtümer. Nach dem Übergang zum Ackerbau verlor Jahve mehr und mehr seine Bedeutung als Kriegsgott. Das Königtum Jerobeams (Trennung von Juda) war von Jahve durch einen Propheten gefordert. Die Heimat der Propheten im 9. Jahrhundert, vor allem die des Elias, war das Nordreich. Die Propheten bestanden auf der ausschliefslichen Verehrung Jahves. Da Jahve den anderen Göttern überlegen sein mufste, wurde er allmählich aus einem Volksgott (Henotheismus) zum Weltgott (Monotheismus), der doch immer zugleich Stammgott Israels blieb; er erhöht es über die anderen Völker, eventuell er bestraft es durch dieselben. Jesaia redet von der Unvergänglichkeit des Wortes Jahves an Israel (Juda, Jerusalem) und von der Vollkommenheit des zukünftigen davidischen Reiches. Aus seiner Schule ging das erste schriftliche Gesetz hervor (Teile von 5. Mose), welche 621 im Tempel gefunden wurden. Die Anwendung des Zwanges in Glaubenssachen ist aus dem Deuteronomium (5. Mose) Gesetz geworden, nicht blofs für Israel, auch lange im Christentum. Trotz der prophetischen Kultusreform ging Juda unter denselben politischen Wandlungen unter (an die Stelle Assurs war Babylon getreten), durch die auch die übrigen Staaten Syriens ihre Selbständigkeit verloren, mit Ausnahme des meerumflossenen Tyrus. Was durch Cyrus wirklich geschah, blieb hinter den Erwartungen (Jes. 40—55) weit zurück, Babylon wurde nicht geplündert und nicht zerstört, wie Jesaias 47 angekündigt hatte. Ihm und seinen Nachfolgern schien es zulässig, die Gottesverehrung anderer Völker nicht nur zu schonen, sondern auch zu fördern. Die Weissagungen Haggais und Sacharjas erfüllten sich nicht. Die nachexilische Gemeinde seit 438 (mit dem im Exil geschriebenen Gesetz) verzichtete auf politische Selbständigkeit entgegen den prophetischen Hoffnungen,

im Volk blieb die prophetische Hoffnung als Eschatologie, als Erwartung einer wunderbaren Verherrlichung Israels in der Weise des davidischen Königtums (Messias). Gegen den Versuch der Hellenisierung erhob sich der Religionskrieg der Makkabäer 167 (Daniel ist damals gedichtet), durch die endlosen Thronstreitigkeiten der Seleuciden war 142 die Unabhängigkeit erreicht. Durch den Census des Quirinus entstanden die Zeloten mit den prophetisch volkstümlichen Idealen: Gottesherrschaft, Vernichtung der Fremden, Messias. 70 ging der Tempel mit den prophetisch-messianischen Hoffnungen in Flammen auf.

Die Entwicklung der israelitischen und jüdischen Religion bis dahin war: der Gewittergott vom Sinai wurde Stammgott einer Konföderation von Nomaden, die unter seiner Leitung Kanaan eroberte um etwa 1200, als gerade weder eine auswärtige Macht über die Gestaltung der Verhältnisse Kanaans gebot, noch ein einheimischer Staat die Kräfte der bisherigen Bewohner zu energischem Widerstande vereinigte. Viele Kanaaniter blieben sitzen und wurden nur langsam besiegt oder mit Israel verschmolzen. Von den kanaanitischen Landesgöttern (Baalim) drohte dem Jahve als Stammesgott lange Konkurrenz. Die altisraelitische prophetische Partei belebte stets wieder Jahve als Gott des Krieges, des Rechts und der Sitte und hielt auf die soziale Gleichheit des einstigen Nomadenlebens (Decalog). Nach dem politischen Untergang der Nordstämme wurde der Kultus (man hat 106 altisraelitische Kultstätten im alten Testament gezählt) im Tempel von Jerusalem konzentriert. Schon Jeremia verzichtete auf die politische Selbständigkeit und wollte nur ein rechtlich-sittliches Leben mit Jahves Verehrung. Im Exil baute sich diese Richtung auf Grund der alten Überlieferung aus, aber mit Betonung der kultischen Reinheit (Absonderung der Nicht-Israeliten). So erst entstand voll das jüdische Gesetz, aber im populären Bewufstsein blieben die alten politischen Wünsche unter Berufung 1. auf Mose und Josua Vorbild, 2. auf Davids Reich. Das Leben der

Israeliten wurde ursprünglich nur diesseitig gedacht, die Toten waren Schatten im Scheol; seit den Makkabäern kam auf die Auferstehung der Toten, mit im Exil durch persischen Glauben angeregt. Alle einstigen Israeliten sollten am wunderbaren Gottesreich und an Jerusalem Teil haben. Noch Josephus, der Geschichtsschreiber des Krieges von 70, dachte sich den Tempel mit seinen Opfern wie den Halt der Welt, und allgemeine Überzeugung der Juden damals war, dafs nur um der frommen Juden willen die Welt überhaupt noch stehe. Über die Tempelzerstörung trösteten sich die Juden allgemach. Nach Maimonides († 1204), dem »2. Moses«, waren die »Opfergesetze und manches von dem damaligen Caerimonialgesetz nur Konzessionen an die damalige Welt.« »Das mosaische Gesetz ist ohne Übertreibung (wie Mönchtum und Anachoreten) und ist nicht mangelhaft bezüglich Sitten und Studium (wie die Heiden)«, so glorifizierte sich das Judentum in der Zerstreutheit. Am Messias wird festgehalten im Sinn des Volkes und der Gesetzlehrer zugleich. »Die Lehren und Gebote Israels bestehen ewig und sind auch für den Messias verbindlich. Der Prophet-Messias richtet das Land Israel wieder auf und stärkt das Gesetz« (derselbe). Selbst Christentum und Muhammedanismus werden dem Judentum zum Nutzen gewendet. Providentieller Nebenerfolg der Irrlehre Jesu und Muhammeds ist die weite Bekanntwerdung des Gesetzes. Wenn der wahre Messias kommt, werden die Christen und muhammedanischen Völker alle umkehren und das Falsche in ihrem Glauben erkennen (derselbe). Selbst Zwang gegen andere Völker ist dann von Seiten der Juden zu erwarten: »es ist ein Gebot Gottes, die Menschen zur Annahme der 7 noachidischen Gebote Gottes zu zwingen; die Völker, welche sie annehmen, werden zu den Frommen der Erdenvölker gezählt und werden der Seligkeit in einem besseren Jenseits teilhaftig. Doch müssen sie als Gottes Gebote geübt werden« (derselbe). Der Hochmut auf Grund der Religion ist in Maimonides stark: »Völker ohne wissenschaftliche

oder traditionelle Religion, wie die fernsten Türken oder die Neger, sind nicht volle Menschen, höher als Affen, aber niedriger als die Menschen.« Maimonides ist ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann seiner Zeit, aber er schreibt der Wissenschaft vor, was sie zu respektieren habe: »Die Wissenschaft mufs so sein, dafs die Grundlage der Religion (Freiheit des Willens, Vergeltung, endgültige Belohnung und Bestrafung im Jenseits) und die historisch beglaubigten Wunder dabei bestehen.« Und nun denke man, was die Wissenschaft festgestellt hat: eine jenseitige Vergeltung kannte man im alten Israel nicht, Auferstehung ist erst aus makkabäischer Zeit, die »historisch beglaubigten Wunder« des alten Testaments haben nicht mehr Wert als die Wunder aller mythologischen und nichtjüdischen Religionen, es sind fromme Sagen, aufgezeichnet zu einer Zeit, die weit entfernt war von der, wo sie sollten geschehen sein. Am beglaubigsten sind Dämonenaustreibungen, von denen Josephus berichtet, die damals auch in der heidnischen Welt vorkamen, dann einige Vorhersagungen, wie sie sich stets gefunden haben und manchmal die Erfüllung selbst herbeigeführt (Königtum des Herodes), Regeneintritt auf Gebet eines Frommen, wofür es noch jetzt die Regenmacher in Afrika gibt. Der 3. Moses, Moses Mendelssohn, der Freund Lessings, fand Erklärung für die Caerimonialgesetze: der Caerimoniendienst im Judentum war ein wertvoller Ersatz für den Mangel der Dogmen. Das Wesentliche des alten Judentums war Beschneidung, Sabbatordnung, Speisegebote.

Man zählt jetzt wohl 11 Millionen Juden, 8 Millionen davon kommen auf Europa.

Neues Testament.

Auf das neue Testament hat man gleichfalls die allgemeine philologisch-historische Methode angewendet, es war ja immer schwer gewesen, eine Harmonie auch nur unter den Evangelisten

herzustellen. Ehe wir zu den Ergebnissen der modern-wissenschaftlichen Theologie gehen, hören wir erst die Berichte von Heiden über die Christen im 2. Jahrhundert. Lucian erzählt von ihnen mit verächtlichem Erstaunen: sie meinen ewig zu leben, betrachten sich alle als Brüder, verachten irdische Güter und halten alles für Gemeingut. Galen bewundert die Abstinenz der Christen; sie haben den Tod verachten gelernt, sie hüten sich aus Scham vor den Freuden des Fleisches. Es gibt unter ihnen Männer und Frauen, die sich der Ehe enthalten. In ihrem Bemühen, die Seele zu beherrschen und ehrbar zu leben, stehen manche von ihnen nicht hinter wahren Philosophen (er meint wohl Kyniker) zurück. Es stimmen hiermit die Aussagen der damaligen Christen über sich selbst. Nach Irnäus weihen die Christen alle ihre Güter dem Herrn, indem sie freiwillig mehr geben als die Juden (bei denen der Zehnte Vorschrift war), weil sie eine gröſsere Hoffnung haben. Die christlichen Apologeten betonen die brüderliche Liebe der Gemeindeangehörigen. Nach Hermas (Anfang des 2. Jahrhunderts) hat Gott den Reichen ihren Reichtum überhaupt nur gegeben zu dem Zweck, den Dürftigen damit Dienste zu tun. Wer gibt, braucht nicht zu fragen: wem? Er ist frei von Schuld, denn er hat den von Gott ihm aufgetragenen Dienst (dem Bittenden) zu geben, ausgerichtet; verantwortlich ist nur der Empfänger. Nach Ignatius sind vor allem die Witwen dem Bischof anvertraut; auch der Sklaven soll er sich annehmen; in den Predigten vor schändlichen Gewerben warnen; die Einheit der Gemeinde bewahren. Nach der Apostellehre (wohl vor 150) wurde ein reisender Bruder 2—3 Tage bewirtet; will er länger bleiben, muſs er sich einer Berufsarbeit widmen. Schluſs der Schrift ist Ermahnung unter Hinweis auf die Wiederkunft des Herrn. — Das erste Jahrhundert des Christentums ist (nach den paulinischen Briefen) eine Zeit des Enthusiasmus. Ganz vom Geist erfüllt, Fremdlinge in der Welt, harren die Jünger Jesu Christi (des Messias) mit brennender Sehnsucht des Augenblicks,

da der Herr wiederkommt und die Welt vergeht. Der Geist machte in Korinth aus Leuten, die sich elend und gedrückt gefühlt hatten, eine Schar von Kraft und Mut überschäumender Bekenner (verzückte Reden, geheimnisvolle Erkenntnis, Propheten und Lehrer, Werke dienender Liebe, ordnender Weisheit, Krankenheilungen). Paulus selbst, aus einem Verfolger der Christen selber Christ geworden, stellt neben den Berichten über Jesu Leben, Sterben und Auferstehung in den Vordergrund, dafs das alles geschehen sei *κατὰ τὰς γραφάς*, als Erfüllung alttestamentlicher (erst durch diese Erfüllung klar gewordener) Weissagungen; nach ihm mufs ein Apostel Zeichen und Wunder bringen (in Nachfolge von Jesu).

Von den Evangelien wird jetzt Johannes nicht mehr als eigentlich historische Quelle angesehen. »Der ganze Rahmen des öffentlichen Lebens Jesu ist bei Johannes ein anderer wie bei den Synoptikern. Bei den Synoptikern starb Jesus am 15. Nisan, bei Johannes am 14. vor Beginn des jüdischen Passah. »Die Reden Jesu bei Johannes haben mit den Synoptikern kaum einige Satzstücke gemein« (Jülicher). Bezüglich des Todestages Jesu bei den Synoptikern bemerkt Schürer: »Die Gerichtsverhandlung am Festtag bleibt eine grobe Gesetzesverletzung, die schwer denkbar ist, da die Pharisäer den entscheidenden Einflufs im Synedrium hatten,« aber auch er findet den Unterschied Jesu bei Johannes (wo immer der Gottessohn hervorgekehrt wird) und bei den Synoptikern (wo der Messias eher verhüllt wird). Das Johannesevangelium (100—110 entstanden) ist eine entschlossenste Zurichtung der evangelischen Geschichte zum Zweck der Abwehr jüdischer Einwände gegen das bisherige Evangelium (Jülicher). Bei Johannes sind besonders die Angaben über das Zeugnis Johannes des Täufers für Jesum, die messianischen Kundgebungen Jesu selbst (Hochzeit zu Kana, Auferweckung des Lazarus) und die Art seiner Wunderverrichtungen mit der apostolischen Abfassung unverträglich (derselbe).

Als Hauptinhalt der Synoptiker gilt: Liebe zu den Mitmenschen, Gottvertrauen ist nach Jesu die Religion, auf Gerechtigkeit, Liebe und Treue kommt es an, und diese Dinge, wo sie sich zeigen, gefallen Gott (Wernle). Die drei Realitäten des Christentums sind: Seele (ihre Rettung), Brüder, Gott (derselbe). Nie entfernt sich Jesu Predigt vom Praktischen und Sittlichkeit. »Die überlieferten Worte Jesu haben überjüdische Hoheit und antipharisäischen Trotz« (Jülicher). Die Jünger sahen der baldigen Wiederkunft Christi mit Gewifsheit entgegen (Jülicher). Dafs Jesus unzweideutige Worte dieses Inhalts in den drei ersten Evangelien spricht, wird allgemein zugestanden.

Von Anfang an ist für die Predigt Jesu die eschatologische Realisierung des Reiches Gottes (Weltgericht) das Bestimmende. Die ethischen Verkündigungen (Aufgeben von allem und Missionen) ist durch die Eschatologie bestimmt. Darum sind die Schwierigkeiten des Lebens Jesu in erster Linie die eschatologischen Fragen und das Urteil über die Ethik Jesu. Dazu kommt die Frage der Auferstehung. Da Paulus die Erscheinung Christi an ihn ganz gleichstellt denen an die Urapostel, so ruft das den Gedanken hervor: da die Erscheinung an Paulus Vision gewesen sein kann, so war das auch bei den Uraposteln wohl so. Im Falle von Savanarola und Thomas Becket sind solche Visionen als Realitäten von den Anhängern oder selbst Feinden erlebt worden. Der Ahnenkult, überhaupt Erscheinungen von Verstorbenen, bieten eine Menge Analoga dazu. Harnack läfst das Grab leer gefunden werden, was die Jünger mit der Gewifsheit des himmlischen Fortlebens erfüllte. Die baldige Wiederkunft legt er mehr den Jüngern als Jesu bei und entkleidet die ethischen Forderungen ihres Charakters, nur für die kurze Endezeit noch zu sein, wie sie doch bis ins 3. Jahrhundert noch aufgefafst wurden, d. h. bis in die Zeit, wo das Christentum (nach Schürer) durch die Alexandriner erhebliche Modifikationen erfahren hat, durch die es doch erst zur Überwindung der antiken

Kultur und zur Weltherrschaft befähigt worden sei. Scharf hebt Jülicher (Einleitung in das Neue Testament 1901) hervor: Die grenzenlose Leichtgläubigkeit kirchlicher Kreise (damals) sei durch keine pietätvolle Deklamation aus der Welt zu schaffen. »Als der asiatische Presbyter, der unter Pauli Namen die Thecla-akten verfafst hatte, sein Amt aufgeben mufste, war man nicht empört über seine literarische Fiktion als solche, sondern weil Irrlehren, wie die von dem Recht des Weibes zum Predigen und Taufen, darin vertreten waren.« »Matthaeus will das alte Testament gleichsam dem ungläubigen Judentum entreifsen und als Patron des Christusglaubens aufzeigen« (dadurch, dafs er Stellen mit ursprünglich ganz anderem Sinn einen Sinn auf Jesum gibt, gewifs nach dem Vorgang Jesu selbst, der für sich Tod und Auferstehung im alten Testament geweissagt gefunden hatte). »Bei Lukas ist eine weltflüchtige Stimmung, Abneigung gegen Besitz und Genufs, Verherrlichung der Armut, Betonung der Pflicht zur Selbstaufopferung, in specie zum Almosengeben. — Dem Jakobusbrief und seinem Christentum steht Lukas nahe.« »Was die Synoptiker von Jesu wissen und erzählen, ist ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung; die Herrenworte, die sie genau übereinstimmend mitteilen, sind rasch zu zählen. — Die Geschichte vom Wandeln Jesu auf dem Meer, Matth. 6, 45 ff., ist eine schon ans Doketische streifende Steigerung der lieblichen Erzählung Mark. 4, 35 ff. von der Stillung des Sturmes. Reine Legende ist das von allen drei Synoptikern mit dem gröfsten Behagen vorgetragene Beispiel der Übermacht Jesu über die Dämonen, Mark. 5, 1—20 (Dämon in die Säue fahrend). — Selbst in der Leidensgeschichte sind erdichtete Elemente, die Finsternis auf der ganzen Erde, Zerreifsen des Vorhangs im Tempel« (Jülicher). Dichtung soll hier nach Jülicher blofs heifsen, halb naive Umsetzung dessen, was man Jesu zutraute, in die Wirklichkeit, die in Stil und Ton sich an das Bestbezeugte anschliefsen.

Eine wie eigentümliche Geistesverfassung in den Evangelien

vorliegt, ohne dafs wir selbst oft daran denken, daran hat Wernle (Anfänge unserer Religion 1901) erinnert: in der Bergpredigt werden Erde und Welt als gleichbedeutend gebraucht, der Blitz leuchtet von einem Ende der Erde zum anderen, der Menschensohn wird auf den Wolken allen sichtbar sein, von einem Berg aus werden alle Reiche der Welt gesehen, in einer Generation wird aller Welt das Heil verkündet, der Wunderglaube ist schrankenlos. Die Offenbarung Johannes' ist sicher vor 100 n. Chr. verfafst. Schürer und andere nehmen eine jüdische Grundlage an, aber dann war die doch eben christlich acceptabel, und nun schreibt Krüger von ihr: »seltsam kontrastieren die durch das Ganze zerstreuten Perlen christlichen Geistes, christlichen Gemütes mit jenen Gefühlen voll ausschweifender, hafserfüllter, racheschnaubender Phantasie, die den Grundstock des Buches bilden.« — Die Dämonischen haben nach den Synoptikern Jesum früh als Messias erkannt, man schrieb ihnen also, wie sonst auf der Erde, höhere Begabung zu. Noch heute sind ähnliche Erscheinungen wie die Dämonischen im neuen Testament in China und Indien.

Eine ganz moderne Analogie dazu.

1898 hat Max Müller herausgegeben: Ramakrishna, His life and sayings. Von diesem indischen Heiligen aus der letzten Zeit besitzen wir, erzählt Müller, volle Berichte über sein Leben, sie sind aber oft so sonderbar übertrieben, ja so widersprechend, dafs er sich an einen von dessen hervorragendsten Schülern wandte, ihm zu schreiben, was er aus eigener Kenntnis von seinem Lehrer sagen könne. Er erhielt eine volle Lebensbeschreibung des Lehrers, aber auch dieser Bericht ist, wie man leicht sehen wird, nicht ganz frei von traditionellen Elementen. Dieser Schüler kennt England und Amerika, aber die unhemm-

bar nach dem Wunderbaren gehende Tendenz des ergebenen Schülers ist hier und da auch bei ihm in Spuren da. Geschichtschreibung kann nie mehr tun als zeigen, wie ein Mensch oder eine Tatsache dem Erzähler zu sein schien. Ramakrishnas Vater träumte auf einer Pilgerreise, Vishnu erscheine ihm und sage ihm, die Gottheit werde als sein Sohn geboren werden. Im 10. Lebensjahr fiel er beim Anblick einer Lichterscheinung in trance. Der brahmanische Unterricht seines Bruders (Theorie ohne entsprechende Praxis) genügte ihm nicht, er wollte über Silber und Nahrung erhaben sein und Gott selbst als Belohnung haben. Er wurde Priester der Göttin Kâlî, ihre Statue sah er bald an als seine (lebende) Mutter. — Er hatte oft auf Besucher eine hypnotisierende Wirkung (trance). Er wurde verheiratet (mit einem Kinde), aber seine Andacht zu Kâlî vermehrte sich nur noch. In einem trance sah er seine göttliche Mutter, dann oft. Er dachte sich aus: wenn das Wahrheit ist, so wird das und das äufsere Ereignis eintreten, und immer trat es ein, z. B. Besuch, der bis dahin nie dagewesen war. Er fühlte sich in die Göttin verwandelt. Einer, der erst zweifelte, sah ihn in den Gott Siwa verwandelt. Es folgten 12 Jahre asketischer Übungen; er dachte, alles (auch Parias) sind Gott (Kâlî) in so vielen Gestalten; er reinigte manchmal deren Abort mit seinen Händen. Eine Brahmanenfrau kam zu ihm, die selbst Yoga (Aufmerksamkeit, Vereinigung mit Gott) übte. Ramakrishna war auf ihr Kommen vorbereitet durch seine göttliche Mutter. Die Frau erkannte in ihm den dritten Heiligen, zu dessen Hilfe sie bestimmt sei. Er erreichte den Zustand, in dem nicht länger irgend eine Wahrnehmung von Subjekt oder Objekt ist; er sah auf alles als Brahman. Hohes und Niedriges war für ihn nicht. In der Entzückung schaute er Krishna. Er machte auch den Muhammedanismus geistig durch. So oft er wünschte einen Glauben zu kennen und zu üben, fand er immer einen guten und gelehrten Mann dieses Glaubens, der zu ihm kam und ihm Unterweisung gab.

Er sah Jesum in einer Vision. Alle Religionen sind nach ihm eine Seite (aspect) der ungeteilten und ewigen Existenz, Erkenntnis und Glückes (bliss). Jede dieser verschiedenen Religionen schien ihm ein Weg, zu dem Einen zu gelangen. Während all dieser Jahre vergafs er gänzlich, dafs er war verheiratet worden. Das Mädchen (bei der Verheiratung 5 Jahre alt) war nun 18 oder 19. Sie wanderte zu ihm, er nahm sie freundlich auf, aber erklärte, der neue Ramakrishna könne nicht auf ein Weib sehen. Sie erklärte, auch als seine Dienerin bleiben zu wollen, und tat das. Sie lebte 1898 noch und setzte Ramakrishnas Werk fort. »Einem Heiligen,« sagte sie, »müsse man im Geistlichen folgen, aber seine irdische Pflege nicht von ihm sich sagen lassen.« — Wundertun zieht nach Ramakrishna eher von der Einheit mit Brahma ab; seine Besucher aber fanden an ihm Gedankenlesen, Vorhersagen künftiger Ereignisse, Schauen von Dingen in der Entfernung und Krankheitsheilungen durch blofses Wollen. Durch körperliche Nähe brachte er Umwandlungen der Gedanken der Menschen hervor (dafs sie religiös wurden, in Trance verfielen). Er gönnte sich keine Ruhe, eine Seele zur Freiheit und Erlösung zu bringen. Gestorben ist er am Kehlkopfkrebs. In seinen trances fanden die besten Doktoren keinen Puls oder Herzschlag. Er hatte solche alle Tage. Er sprach von sich als Diener aller Männer und Frauen; er sah auf sie alle, als wären sie Gott. Ab und an kamen aber Anfälle (fits) von Gottesbewufstsein (dafs er ein Gott sei) über ihn. Er wurde darin in ein ganz verschiedenes Wesen verwandelt. Er sprach dann von sich als fähig, alles zu tun und zu wissen, sprach von sich als derselben Seele, die früher geboren gewesen wäre als Rama, als Krishna, als Jesus oder als Buddha, jetzt wieder geboren als Ramakrishna. Er gehöre zu denen, die frei sind von aller Ewigkeit, aber herabgekommen zum Wohl anderer. Im trance fiel er einmal auf eine glühende Kohle, merkte es stundenlang nicht, der Chirurg mufste sie nachher herausziehen. Einer, der nicht Anhänger von

Ramakrishna war, urteilte über ihn: seine geistliche Weisheit war das Ergebnis von Genie und praktischer Beobachtung. Nach einem Inder zeigte Ramakrishna nicht genügenden moralischen Abscheu vor Prostitution. Keshish, der den Ramakrishna erst bekannter machte, sagt von sich: »ich kann klar wahrnehmen, dafs, so oft ein Heiliger Abschied von mir nimmt, er seine Tugenden in mein Herz giefst. Bis zu einer gewissen Ausdehnung werde ich wie er; ich bin ein geborener Schüler.« — Nach Max Müller sind die Aussprüche Ramakrishnas hier und da mit europäischen Ideen gefärbt. Englisch kannte er aber nicht, auch nicht Sanskrit, sondern nur Bengali. »Gott ist das ewige intelligente Glück.« »Verschiedene Glaubensarten sind nur verschiedene Pfade, den Allmächtigen zu erreichen.« »Ein Mensch ist schön, ein anderer schwarz, ein anderer heilig, ein vierter schlecht (wicked), aber das Göttliche wohnt in ihnen allen. Deshalb sollen wir uns aber nicht den Schlechten zugesellen.« »Gott heifst den Dieb stehlen gehen und warnt zugleich die Hausbesitzer vor dem Dieb.« »Gott ist wie ein Wunschbaum (ein Baum, unter dem man alle Wünsche erfüllt erhält): wer in seiner Gegenwart denkt, er sei verlassen und arm, bleibt das, wer aber denkt und glaubt, dafs der Herr alle seine Bedürfnisse erfüllt, erhält alles von ihm.« »Mondsüchtige, Trunkene und Kindheit geben manchmal Wahrheit von sich, ohne es zu wissen, als wären sie vom Himmel inspiriert.« »Wenn ein Erlöser Mensch wird, so finden unzählige Menschen Erlösung dadurch, dafs sie ihre Zuflucht zu ihm nehmen.« »Es ist immer dieselbe Menschwerdung Gottes, die an einem Orte bekannt ist als Krishna, an einem anderen als Christus.« »Der Erlöser rettet auch den, dessen Herz leer von aller Liebe und trocken wie eine Wüste ist.« »Gott ist innig gemischt mit Maya (der Illusion von der Körperwelt und der Vielheit der Seelen); gewöhnliche Menschen können ihn nicht getrennt von Maya sehen.« »Eisen, einmal in Gold verwandelt durch Berührung

mit dem Stein der Philosophen — bleibt immer Gold.« »Wer Gott gefunden hat, wird stille (ruhig).« »Der gläubig Gott Ergebene allein kann Reichtum und Ehre wegwerfen, um nur Gott zu nehmen.« »Was ihr wünscht, dafs andere tun, das tut selbst.« »Wisse und glaube, dafs du von ungemessener Macht (im Moralischen) seist, und die Macht wird dir zuletzt kommen.« »Gott ist in allen Menschen, aber nicht sind alle Menschen in Gott; dies ist der Grund, warum sie leiden.« »Wie kann ich meine Andacht vollführen, wenn ich immer an mein tägliches Brot denken mufs? Antwort: der, für den du arbeitest, wird deine notwendigen Bedürfnisse liefern, Gott hat für deinen Unterhalt gesorgt, ehe er dich hierher sandte.« »Geld kann nur Brot und Butter verschaffen. Es sei daher nicht dein einziger Zweck und Ziel.« »Bleib immer stark und fest in deinem eigenen Glauben, aber vermeide alle Bigotterie und Intoleranz.« »Suche nicht Wundertäter auf. Sie sind verfangen in blofs psychischen Kräften.« »Disputiere nicht; mit blofsem Disputieren wird es dir nie gelingen, einen anderen von seinem Irrtum zu überzeugen.« »Wer seinen geistlichen Führer für einen blofsen Menschen hält, kann keinen Vorteil (benefit) von ihm gewinnen.« »Was ist die Natur absoluter Beruhigung (reliance)? Es ist der glückliche Zustand von Befriedigung (comfort), den ein müder Arbeiter fühlt, wenn er auf einem Kissen ruhend in Mufse raucht nach harter Tagesarbeit, es ist ein Aufhören aller Angst und Mühseligkeiten.« »Wenn die Ichsucht wegfällt, macht sich die Gottheit kund.« »Die Seele verkörpert sich wieder in einem Leib, an welchen sie gerade vor ihrer letzten Abreise von der Welt dachte.« «Wer Gott geniefst (enjoy), kann keine Anziehung finden in den billigen und wertlosen Vergnügungen der Welt.« »Gott wird gesehen, wenn der Geist ruhig ist.« »Der Mann, welcher mitten in den Versuchungen der Welt lebt und Vollkommenheit erreicht, ist der wahre Held.«

Nach seinen Aussprüchen ist Ramakrishna ein echter Inder,

dem nicht etwas Bestimmtes denken, das unbestimmte Bewufstsein, ein seliger Zustand ist, in dem er bleiben möchte. Seine richtige Erkenntnis ist, dafs in allen Religionen dieses unbestimmte Bewufstsein erlebt werden kann. Darum ist er für universelle Toleranz, nicht als verachtende Gleichgültigkeit (Vedantisten), sondern als Anerkennung des im Grunde Nämlichen. Wunder treten bei ihm persönlich zurück, werden aber prinzipiell festgehalten als Möglichkeit. Seinen Verehrern, d. h. den durch ihn geistig Angeregten und Gestärkten, stellt er sich in wunderbarem Lichte dar. Man kann darum von Ramakrishna sich abnehmen, dafs, wenn die Evangelien vor 30 Jahren geschrieben wären im Kreise der Christen ohne moderne Wissenschaft, sie nicht viel anders lauten würden, als sie jetzt lauten.

Modernwissenschaftliche Theologie.

Die modernwissenschaftliche Theologie lehnt die Wunder ab, da die elementaren Naturgesetze auch rückwärts als stets geltend anzusehen sind. Von den Heilungswundern Jesu acceptiert sie die, welche sich durch Suggestion oder als Vertrauenswirkung des Arztes jetzt noch auch ohne religiöse Begleiterscheinungen finden. An der Auferstehung ist Tatsache im Sinne jetziger Wissenschaft nur, dafs das Grab leer gefunden wurde. Auferstanden ist Jesus trotzdem im Glauben der Jünger durch ein Werturteil: er konnte nicht tot bleiben, er war zu grofs zu sterben (Lagarde). Neben die theoretischen Urteile der Wissenschaft (das und das war oder ist sinnlich nachweisbar) werden gerade für abschliefsende Weltansicht Wert-willens-urteile gestellt. So entscheiden nach Harnack in den letzten Fragen »absolute Werturteile; diese schafft immer nur die Empfindung und der Wille, sie sind eine subjektive Tat«. Nach Harnacks Wert-willens-urteil ist das Eigentümliche Jesu die Erkenntnis von

dem wahren Wesen Gottes als des seine Geschöpfe liebenden Vaters an Stelle des durch das Gesetz vorgestellten strengen und unerbittlichen Richters. Wohin man mit solchen subjektiven absoluten Werturteilen kommt, das kann Ramakrishna lehren, dessen Gefühlsweise sich genau ebenso rechtfertigen läfst, aber auch Buddha, Konfucius, Muhammed, die mythologischen Religionen nicht minder. Durch Harnacks Formel vom Wesen des Christentums wird die auf Paulus beruhende Auffassung des Christentums bei Augustin und Luther, es wird die auf Johannes (der freie Geschichte ist) beruhende griechische Auffassung der Menschwerdung Gottes zur vergottenden Erlösung der Menschheit abgeändert. Cremer hat daher Recht, von einem »neuen Evangelium« zu reden, »das Harnack konstruiert hat.«

Deren Gegner.

Cremer (Professor in Greifswald, jetzt tot, »Über das Wesen des Christentums«) stellt sich mit seiner Wert-willensentscheidung auf die Seite Luthers und Augustins. »Unsere sittlichen und, damit in innigstem Zusammenhang stehend, unsere religiösen Bedürfnisse gehen überall den intellektuellen Bedürfnissen voraus.« — »Die sittliche und religiöse Wahrheit rechnet mit der Freiheit.« »Ein Beweis, wie ihn Mathematik oder Naturwissenschaft führen, gibt es in diesen Fragen nicht.« »Historische Kritik kann hier um so weniger entscheiden, als die Frage die ist, ob die Geschichte, um die es sich handelt, tatsächlich aufserhalb aller anderen Geschichte steht und von aller anderen sonstigen Geschichte verschieden ist oder nicht.« »Das, was die neutestamentlichen Schriften als Hauptsache von Jesu berichten, — ist, was er für uns tut und wie er für die Menschen lebt und leidet, — es ist ein wirkliches Handeln Christi vom Himmel her, — dazu kommen seine Wunder und die Wunder, die an

ihm geschehen sind. Erst das Evangelium von Jesu, wie die Jünger es verkündigt haben, hat gewirkt.« »Der Christen älteste Benennung sagt, die da anrufen den Namen des Herrn Jesu, d. h. die zu Jesu beten.« »Der Auferstehungsglaube ist nicht wunderbar für den, der bereit ist, das Wunderbarste, die Vergebung seiner Sünden, zu glauben.« — »Erst von der Auferstehung her rückwärts schauend, haben die Apostel ganz klar hineingesehen in das Geheimnis Christi, dafs nämlich Gott sich erniedrigte, um ewig sich unser anzunehmen und uns zu gehören.« »Es handelt sich im Evangelium um eine Erlösung von Tod und Verdammnis. Die göttliche Gnade steht uns in Jesu Auferstehung vor Augen. Ist er nicht auferstanden, dann ist alles verloren und nichts als Träume« (vorher »Erscheinungen, Visionen, Gesichte«). — »Wir sollen der Auferstehung gewifs sein durch sein (Christi) Leben, dessen wir inne werden. — Wir glauben an Jesum, weil wir in seinem Worte und in dem Worte von ihm ihn erleben. — Wer die Erkenntnis und Anerkenntnis seiner Sünden versagt, wie sie Jesus fordert, — der wird nie zum Glauben an den Auferstandenen kommen.« — »Die Wunder Jesu sind Zeugnisse seines Berufes. Sie weisen auf die (einstige) wunderbare Erneuerung der Welt. Zur Zeit haben wir das Wunder unserer Begnadigung. — Es gibt nichts Wunderbareres, nichts Paradoxeres als Anrechnung der Sünde und doch Vergebung. Gott war es, der in Christo die Welt mit sich versöhnte im Blute Christi.« — »Für die Bedürfnisse des sündigen Menschen ist Christus erschienen.« »Christus setzt den Sündenfall voraus.« »Das war das Grofse, was die Jünger erlebten, die Wiederkehr Jesu zu den Seinigen, die ihn verlassen hatten, seine Rückkehr in die Welt, die ihn verworfen hatte. Das hatten sie nicht gedacht.« »Unser geschichtliches Verhalten (Sündenfall) ist die Voraussetzung für das geschichtliche Verhalten Gottes.« — »Wir sollen der Auferstehung gewifs sein durch das, was wir von Christo erleben, durch sein Leben, dessen wir

inne werden.« »Das Christentum fordert von uns mit dem Glauben an Gottes ewige Rechtsordnung den Glauben an seine ebenfalls ewige Liebe.« »Hier hat (aber) gar keine notwendige Einheit statt. Gott ist frei, absolut frei. Er verdammt und handelt gerecht, er begnadigt und rechtfertigt den Gottlosen, und niemand kann sagen: er handelt unrecht. Wir haben es im Christentum mit einem geschichtlichen Verhalten Gottes zu tun.« »Wirkliche Kraft gibt nur dasjenige Evangelium, welches uns ein Verhalten Gottes kündet, das sich in absoluter Freiheit unserer erbarmt«.

In Cremer haben wir, wie gesagt, Wert-willens-entscheidung für Luther — Augustin — Paulus, mit dem nominalistischen Gottesbegriff: »Alles Tun Gottes ist für uns unbegreiflich.«

Seeberg. Ähnlich, doch in manchem abgewandelt, ist die Wert-willens-entscheidung bei Seeberg, Dogmatiker in Berlin, früher in Erlangen (Die »Grundwahrheiten der christlichen Religion«, 1902). »Der Mensch braucht eine nahe starke geistige Autorität, und er braucht ein fernes letztes Ziel. Beides gibt das Christentum. Die Autorität ist der lebendige persönliche Gott. Das Ziel ist das Reich Gottes. Aber ist das Christentum auch Realität? Ich nenne ein Geschehen wirklich, wenn ich selbst innerlich von seiner Wirklichkeit überzeugt bin. Gott hat sich geschichtlich in Werken und Taten offenbart. In ihnen erleben wir noch heute seine wirkliche Gegenwart. Wer glaubt und liebt, der ist damit gewifs geworden der Wirklichkeit der Herrschaft Gottes und des Reiches Gottes. Der Glaube ist ein rein persönliches Erleben, ein praktisches Erfahren, ein unmittelbares Empfinden. Wir fühlen den lebendigen Gott. Wir fühlen die Herrschaft Gottes und durch sie die Erlösung von der Welt. (Er) macht den Menschen frei und stark, ewig und selig inmitten einer hinsterbenden vergänglichen Welt. Nicht im Gebiet der Natur ist die eigentliche Heimat des Wunderbaren, sondern in der Seele des Menschen. Wo der Geist die Natur bestimmt,

beginnt diese Sphäre, und wo ein Geist den andern bestimmt, sind wir in ihrem Mittelpunkt, aber nur Christus hat absolute Gewalt über die Geister. Diese grofsen geistigen Mirakel geschehen alle Tage, nämlich dafs Christi Wort Glauben erzeugt, Seligkeit und Freude gibt. Nach der Überzeugung der ersten Generation, die unter den Einflufs des Wirkens Christi kam, ist dieses Wirken ein fortdauerndes, Christus lebt fort, ist diese göttliche Kraft als der Herr der Menschheit, der lebendige auferstandene Christus. Jesus hatte vorhergesagt, dafs er auferstehen würde. Das leere Grab ist von verschiedenen Anhängern gesehen worden, und der Auferstandene ist mehrfach den Jüngern erschienen. Das sind Tatsachen, die so vielfach als richtig bezeugt sind, dafs der Zweifel an ihnen nur aus dem religiösen Eifer des Widerspruchs erklärt werden kann. Wäre Jesus im Tode geblieben, so hätte er unrecht behalten. Was Gott dient, das lebt in Ewigkeit. Darum ist Jesus lebendig geworden. — Das Bewufstsein der Pflicht, der Schuld, der Verantwortlichkeit gehört zum Menschen. Der auf materialistischen Determinismus gegründete Idealismus einiger Kriminalisten und Anthropologen wird diese Tatsachen nicht erschüttern. — Nur der Christ kann über den Sündenzustand urteilen. Die Sünde ist nicht von Natur, das fühlt jeder Mensch deutlich, der in irgend einem Grade von der Sünde befreit ist. Der erste Mensch war der erste Sünder. Was die Sünde bietet, sind wirkliche Güter und wirkliche Lustregungen, nur nicht die höchsten Güter. Es gibt keinen Menschen, der nicht an etwas Letztes und Höchstes glaubt, und der nicht ein oberstes Ideal in seiner Seele trüge. Da schweigen die Beweise, da heifst es einfach »meine Überzeugung«. Der Mensch weifs sich und fühlt sich als freie, sich selbst bestimmende Persönlichkeit. Jesus lebte im Bewufstsein der allmächtigen Nähe Gottes und kannte kein Ziel und keine Freude als den Dienst am Reiche Gottes. (Zugleich ist er) der Weltrichter, der wiederkommt in der Herrlichkeit des Himmels. Es ist das Mafs der

Menschheitsidee, wodurch das Mafs des Menschen Jesu bezeichnet wird. Daher kannte er die Geheimnisse des Himmels, und er besafs Kräfte, die unseren Händen entgleiten. Wollte jemand fragen, was aus der menschlichen Seele Jesu geworden, und wie sie heute beschaffen ist, oder wo sie jetzt sich befindet, so würden wir auf die Schranken unseres Wissens hinweisen. — Das Kreuz Christi stellt uns vor die Seele den heiligen Ernst (Gottes), der nur dann die Schuld der Sünde vergibt, wenn der Bruch mit dem Bösen gesichert ist. Jesus ist der vollkommene Mensch, der das Menschengeschlecht vor Gott vertritt und die Sünde der Menschheit sühnt.« »Zorn Gottes« wird von Seeberg abgelehnt. »Ob wir mit Jesus die göttliche Offenbarung als Herrschaft Gottes bestimmen, ob wir mit Paulus von der gnädigen Rechtfertigung des Sünders reden, ob wir mit Johannes an die offenbar gewordene ewige Liebe und Wahrheit Gottes denken, das ist für uns gleichgültig, für den praktischen Bedarf der Seele ist es gleichgültig. — Handelt es sich um historische Methode, um das Verständnis der Naturgesetze, um die Technik der Weltbeherrschung, so sind wir über Christus hinausgewachsen, — aber das alles führt uns um keinen Schritt der Erkenntnis Gottes näher.«

So ist Seeberg einig mit Harnack, dafs Wissenschaft auf die letzten Fragen keine Antwort habe, was vielleicht nicht richtig ist. Von historischer Methode macht Seeberg in Bezug auf altes und neues Testament keine Anwendung: vom alten Testament spricht er ganz kurz als Vorbereitung des Vollkommenen, neutestamentliche Kritik wird möglichst vermieden: Jesus, Paulus, Johannes meinen doch dasselbe. Davon, dafs sie sich nicht decken, kein Wort. Dafs Jesus und die Jünger baldiges Weltende erwarten, wird verschwiegen. Das testimonium spiritus sancti des alten Protestantismus, dafs, wenn man das neue Testament liest, einem alles subjektiv wahr erscheint, deckt auch alle Fragen nach objektiver Wirklichkeit. Viele Zeugnisse der Auf-

erstehung gibt es nach Seeberg. Viele Zeugnisse gibt es auch für Erscheinungen Savanarolas (sogar dafs er den Nonnen das Abendmahl gereicht hat), für Thomas Becket, der sogar Gegnern erschien, was bei Jesus nicht statthatte. Im übrigen ist Seebergs Christologie nicht die kirchliche, sondern etwa die Dornersche: Einlebung der menschlichen Seele Jesu in Gott, wodurch Jesus die Menschheitsidee verwirklicht. Aber natürlich ist das Harnack gegenüber auch ein Wert-willens-urteil, nur anders als das von diesem beliebte.

Schell, der Würzburger katholische Theologe, hat in seinem »Christus« 1903 sich öfter zur »Kritik« des Lebens Jesu geäufsert. Seine allgemeinen Ansichten sind: »An Gott glauben heifst an die Macht des Geistes, des Gedankens, des Willens glauben. — Die Schöpfung kann nicht anders als im Verhältnis der äufseren Zusammenordnung, im Gesetz des Stoffwechsels, im Kampf ums Dasein grundgelegt werden. Das (Endliche) mufs erst von einer Naturgrundlage aus Vollkommenheit gewinnen. — Man (der Mensch) braucht etwas, das die Kraft in Sprung setzt und dafür Genufs verspricht. Das Evangelium bietet einen solchen Lebensinhalt: das Gottesreich. Es gibt nur Eine Gesundheit, sie heifst Unsterblichkeit. Jesus betrachtet den Menschen von der Unsterblichkeit aus. Aber ist das Evangelium auch wahr?« Zur Entscheidung der Wahrheit nimmt Schell ein »den Standpunkt des Wahrheitssuchers, der den Urkunden mit unbefangener Bereitwilligkeit, zwar nicht ohne Kritik, aber so voraussetzungslos als möglich gegenübersteht.« Er will schildern »das geistige Lebensbild und Wirken Christi.« »Wenn ein Urteil über die Glaubwürdigkeit des neutestamentlichen Christus möglich werden soll, so mufs derselbe vorher nach allen seinen Gesichtspunkten zur Darstellung gebracht werden. So wie die Evangelien und Schriften des neuen Testamentes die Persönlichkeit Jesu schildern, war sie unmittelbar oder mittelbar von den Evangelisten erlebt worden. Ein jedes Evangelium, wenn es nur

in seinem eigenen Lichte gelesen und mit der religiösen Wirklichkeit verglichen wird, bekundet durch jedes Wort, dafs das Reich Gottes auch heute noch ein Geheimnis ist, dessen Lösung Gewalt braucht, die Gewalt der innersten, hochherzigsten, gründlichsten, allumfassendsten Lebenstat.« Johannes ist ihm »das Evangelium des Geistes, demzufolge Christus das Wort der Wahrheit ist, welches Fleisch geworden.« Dafs zwischen Synoptikern und Johannes nur die Wahl sein kann, dafs nicht beide zugleich echte Bilder Jesu sein können, sieht Schell nicht. Ist die religiöse Wirklichkeit, mit der er jedes Evangelium vergleicht, die Lehre seiner Kirche? Von der Auferstehung schreibt er: »Unzweifelhaft gewifs ist es, dafs die Apostel mit unzweideutiger Klarheit vor dem Volk und der Hierarchie Jerusalems Zeugnis dafür abgelegt haben, Jesus sei vom Tod auferweckt und als Messias zur Rechten Gottes erhöht. — — Der grofse Beweis, den die Jünger dafür geltend machen, ist die Kraft des heiligen Geistes, die über sie herabgekommen sei und sie befähigt habe, in allen Sprachen der Weisheit und der Liebe zu reden und zu wirken.« Schell weist hier auf Pauli Übertritt zum Christentum und die etwa 10 maligen Erscheinungen des Auferstandenen, die dem »Paulus doch glaubwürdig müssen erschienen sein«. Aber sie sind Paulus erst glaubwürdig erschienen, nachdem ihm selber Christus erschienen war, und diese Gleichsetzung seiner Vision (in Heiligengeschichten kommen unzählige gleiche vor, die kein wissenschaftlicher Mann anders auffassen wird) — diese Gleichsetzung mit der Auferstehung macht gerade an dieser stutzig. Beseitigung der kritischen Bedenken der modernwissenschaftlichen Theologie bringt Schell so gar nicht. Als Katholik sieht er manches im neuen Testament unbefangener an, was Protestanten der Widerwille gegen Möncherei leicht verdeckt. »Jesus sah im Fasten eine heilsame Form der geistigen Erstarkung.« Schell erinnert an die vielen Worte der Evangelien, welche zu dem Kultus der freiwilligen Armut und des betrachten-

den Gebetslebens ermuntern (S. 75). »Kann man an der Tatsache vorbeikommen, dafs Jesus die freiwillige Verzichtleistung auf allen Besitz als Forderung an einzelne und Tat besonderer Vollkommenheit geltend gemacht hat?« Ganz katholisch wird Schell in der Liebe, die auch zwingt, und in der Freiheit, aber nur zum Katholischen: »Die Liebe mufs oft lästig und zudringlich werden. Sie mufs oft gewalttätig werden, wenn sie wirklich Leidenschaft für Wahrheit und Recht, aber auch wirklich Liebe für die Personen ist (S. 124), — sie mufs hereinrufen, ja hereinnötigen durch Gesetz, Mahnung, Kirchengebot. Der Durchschnittsmensch ist Herdenmensch. Sie brauchen Hirten. — Der Zweck der Autorität ist die Ermöglichung und Erziehung zur Freiheit, — natürlich in der Richtung auf Wahrheit und Vollkommenheit, auf Gott und den Nächsten, im einzelnen wie in Gesamtheit.« »Die Kirche ist die wesentliche Form des Gottesreichs. — Sie liegt in der Folgerichtigkeit aller Worte und Taten, durch welche Jesus das Gottesreich beschrieb und begründete.« Dafs Jesus und die Jünger das Gottesreich in seiner Vollendung sehr nahe gedacht haben, dafs also nach ihnen gar keine Zeit war für Entwicklung der katholischen Kirche, wird von Schell nicht erwähnt. Dafs zwischen den drei ersten Evangelien und den andern neutestamentlichen Schriften ein starker Unterschied ist, hat doch auch Schell empfunden. »Die Religion der Evangelien macht in schlichter Klarheit und Selbstverständlichkeit das Verhältnis zwischen Gott und Seele, zwischen Mensch und Menschen zum Mittelpunkt aller Lehren und Gleichnisse. Hingegen erscheint das apostolische Christentum nicht mehr blofs als die einfache frohe Botschaft der Religion, sondern als eine Botschaft dogmatischer Lehrwahrheiten und Heilsgeheimnisse« (S. 161). Er sieht aber darin »die Entwicklung des göttlichen Samenkornes«.

Wellhausens Markus.

Ende 1903 ist protestantischerseits hinzugekommen Wellhausen, »Das Evangelium Markus, übersetzt und erklärt«. Wellhausen rekurriert öfter auf die aramäische Sprache, den Landesdialekt Galileas, wozu das Evangelium an einigen Stellen direkten Anlafs gibt. »Jesus erscheint hinsichtlich des Dämonenglaubens befangen in der Meinung seiner Zeitgenossen. Freilich hat er selber seine Exorcismen gewifs nicht wie Markus als die Krone seiner Wirksamkeit angesehen.« Die Gergesenergeschichte lehnt Wellhausen gänzlich ab: »Wider Erwarten sehen sich die Dämonen nun doch, trotz der Erfüllung ihres Wunsches und gerade dadurch, um das Logis geprellt und können sehen, wo sie bleiben. Das wird mit Behagen erzählt. Ebenso ist den unreinen Tieren das Versaufen gegönnt und ihren heidnischen Besitzern der Verlust, 2000 Stück. Es nimmt Wunder, wie dieser Schwank hat auf Jesus übertragen werden können.« 9, 29 wird erläutert: »nur einem starken Beter und Faster weicht ein solcher Dämon« und hinzugefügt: »Jesu wird man diesen Ausspruch nicht zutrauen, der auch durch Streichung von *καὶ νηστείᾳ* nicht gewinnt. Er wird übrigens durch D und Syra S kräftig genug bezeugt.« Wunder wünscht Wellhausen still weg: zu der Witwe, die den Heller einwirft, macht er die Bemerkung: »Diese kleine Geschichte geht mehr zu Herzen als alle Wunderberichte, von denen die erste Hälfte des Markus voll ist.« Von der Speisung der (angeblich) 5000 heifst es: »Die Pointe liegt darin, dafs Jesus die Leute nicht blofs mit Lehren abspeist, sondern auch für des Leibes Notdurft sorgt, überzeugt, dafs der für ihn und seine Jünger mitgebrachte Vorrat auch für die ungebetenen Gäste schon reichen werde.« Vorher heifst es: »Markus erzählt (es) freilich als ein grofses Wunder.« »Von 8, 27 an beginnt eigentlich erst das Evangelium, wie die Apostel es verkündigt haben — ein verklärter Jesus steht vor uns — er weissagt über seine

Person — durch Leiden und Sterben geht er ein in die Herrlichkeit und nur auf diesem Wege können auch andere hinein. — Forderung der Nachfolge, die nur für wenige erfüllbar ist — man soll ihm das Kreuz nachtragen. — Die Situation und die Stimmung der ältesten Gemeinde wird hier von Jesu vorgespiegelt, da er seinem Geschick entgegengeht.« »Schliefslich erklärt er (Jesus) doch, dafs diese Nachfolge mit Aufgabe aller irdischen Beziehungen und Güter die allgemein gültige und unerläfsliche Bedingung für jeden sei, um in das Reich Gottes zu kommen.« »Höchste Anstrengung wird gefordert, aber sie ist Gnade Gottes.« Wie Jesus auf den Leidensmessias kam, sagt Wellhausen nicht. Nach den Synoptikern ist nicht zweifelhaft, dafs er sich als solcher im alten Testament geweissagt fand. Es war das »Erleuchtung«, wie Wellhausen andeutet. »Was man von Jesu wufste und überlieferte, stimmte in Wahrheit gar nicht zu dem, was im alten Testament über den Messias stand, und was die Juden von ihm erwarteten; nur schwer konnte man nachweisen, dafs für erleuchtete Augen der Widerspruch verschwinde.« Wellhausen kritisiert die alttestamentliche Auslegung durch Jesum S. 102: »Mit dem Grundsatz, dafs Gott nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen sei, trifft er (Jesus) die innerste Meinung des alten Testamentes. Aber das alte Testament folgert daraus, dafs die Verstorbenen von jeder Beziehung zu Gott ausgeschlossen seien: wer kann dich in der Hölle preisen?« — »Der Name Menschensohn ist gleichzeitig mit der Erwartung der Parusie Jesu entstanden. Jesus selber mufste sie vorher verkündigt haben.« »Sobald wird Jesus nicht kommen, aber doch eher als alle seine Jünger ausgestorben sind. Wir werden damit hinabgeführt auf eine Zeit, wo die meisten unmittelbaren Jünger Jesu schon dahingerafft waren, doch aber die Hoffnung festgehalten wurde, dafs wenigstens ein kleiner Rest seine längst erwartete Parusie noch erleben werde.« — »Dafs bei der Zerstörung Jerusalems die Parusie nicht eintrat, war eine Enttäuschung. Der Trost lautet

13, 30: sie wird aber gewifs eintreten, noch ehe die Jesu gleichzeitige Generation ausgestorben ist. Anders dagegen lautet 13, 31: entbehrt man gleich der Person Jesu, so hat man doch seine Worte, die in Ewigkeit nicht schwinden werden. Auf seinen Worten und nicht auf seinen Taten beruht seine unvergängliche Wirkung. Sonst (aber nicht bei Markus) läfst er seinen Geist zurück.« Wellhausen reifst so den einen Gedanken: »Amen, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen,« d. h. was ich weissage da, ist die allersicherste Gewifsheit, — diesen einen Gedanken reifst Wellhausen auseinander in zwei, worin ihm wohl niemand folgen wird. Dafs nun gar nicht die Taten, sondern die Worte Jesu die unvergängliche Wirkung haben sollen, wäre gegen das »Evangelium der Apostel«, das Wellhausen mit Markus 8, 27 beginnen läfst. Zu den Worten Jesu würden doch auch die Gebetserhörungen mit Wunderkräften gehören, die über Dämonenaustreibungen, die über seine baldige Wiederkunft. Wellhausen transkribiert die Worte Jesu zum Hohenpriester (S. 131) so: »Ja, ich bin der Messias, und ich werde euch bald (ἀπ᾽ ἄρτι, fügt Matthäus sinngemäfs hinzu) durch mein Erscheinen als Menschensohn beweisen, dafs ihr es noch seht und erlebt.« Aber er fügt sofort bei: »Es ist wenig glaublich, dafs er (den Ausspruch) überhaupt getan hat und am wenigsten, dafs er es vor dem Synedrium getan hat.« Mir ist nicht deutlich geworden, ob nach Wellhausen Jesus selber von seiner baldigen Wiederkunft als Messias sprach. Noch unglaublicher ist es wohl, dafs die Jünger von sich aus ihm in den Mund gelegt hätten, was nur Verlegenheit ihnen bereiten konnte. Sie konnten ja sagen: er mufs wiederkommen, kann jeden Tag wiederkommen, und die lebende Generation weglassen. Wie Wellhausen Erscheinungen des Auferstandenen fassen würde, wenn sie im authentischen Markustexte vorkämen, kann man aus S. 77 abnehmen: »man darf

nach Matth. 28, 16 die Vermutung wagen, dafs die Verklärungsgeschichte eigentlich ein Auferstehungsbericht war und vielleicht der älteste in den Evangelien. — In Begleitung von Moses und Elias erscheint er darum, weil auch sie unmittelbar aus dem irdischen ins himmlische Leben übergegangen und nicht wie alle übrigen Menschen in der Hölle sind.« Mit Hölle ist wohl die schattenhafte Existenz in der Unterwelt gemeint. Die Auferstehung, so gefafst, würde erst recht Vision, und wenn die Juden nach einer Bemerkung Wellhausens religiöse Vision nicht für Einbildung hielten, so werden wir ihnen hierin kaum folgen.

Was Wellhausen für seine Person von Jesu festhält, deutet er S. 71 an: »Das meine auch ich, dafs er für uns nichts verlieren würde, wenn er sich einfach als den Erfüller des alten Testamentes gegeben hätte,« nach dem Zusammenhang ist gemeint nicht als Messias und nicht mit dem Gottesreich als Bekämpfung des Dämonischen. Diese Erfüllung selbst wird S. 103 näher beschrieben: »Die Kombination der beiden Sprüche (Gottesliebe, Nächstenliebe), die im Gesetz an ganz verschiedenen Stellen stehen, ist für den Sinn des Ganzen sehr wichtig, sie ist erst von Jesu in dieser Weise vollzogen.« Vorher heifst es: »der Monotheismus ist keine Theorie, sondern praktische Überzeugung, Motiv der innersten Gesinnung und des Handelns gegen den Nächsten, d. h. der Moral; letztere ist der richtige Kultus, mehr wert als alle heiligen Leistungen, die Gott speziell dargebracht werden und keinem andern nützen.« Mir dünkt gerade auch nach Markus als das Eigentümlichste Jesu, dafs er die Nächstenliebe als dienende Liebe fafst, als Liebe, die eher zu viel opfert als zu wenig. Das haben auch die modernen Juden ihm zugestanden und zugleich vorgerückt. Monotheismus und solche Moral brauchen sich nicht zu decken: man denke an die uranfängliche Kastenunterschiede der brahmanischen Inder, die doch alle unmittelbar zu Brahma gehören. Christi Menschenliebe könnte auch mit naturalistischer Denkweise verbunden sein. Seine

Gottesvorstellung war allerdings auch etwas Theorie, ihm schien in der Natur (Vögel, Blumen, Sonne, Regen) Gott sich sichtbar zu erweisen, gerade wie auch vielen alten Hebräern.

Aus Wellhausens Markus kann man ersehen, dafs die tiefste philologisch-historische Gelehrsamkeit in den Hauptfragen über das Christentum Christi nicht aus sich zur Entscheidung führt.

Wir betrachten noch Wellhausens Matthäus und Lukas.

Wellhausens Matthäus.

Wellhausen fängt Matthäus, der 1904 erschienen ist, an mit Kap. 3, 1—12 (Johannes dem Täufer). Die ganze Vorgeschichte übergeht er. Er wird sie als Legende ansehen, wie er Matthäus 27, 3—10 (Judas Ende) bezeichnet als »eine Legende, welche auch der Apostelgeschichte bekannt ist«. Mehrere Ausdrücke führen dabei nach Wellhausen auf aramäische Vorlage (wonach die Legende als früh entstanden anzusehen wäre). »Entsprungen ist sie aus Zacharias (Sacharja) 11, 13.« In derselben Weise ist wohl die jungfräuliche Geburt entstanden aus der Jesajastelle, die Geburt in Bethlehem gleichfalls aus einer prophetischen Stelle, die Flucht nach Ägypten und der bethlehemitsche Kindermord gleichfalls. Jesu Wohnort Nazareth schien ja auch prophetisch geweissagt. Die Magier aus dem Morgenland entstammen dem jüdischen Glauben, dafs selbst das Heidentum Zeugnis für die jüdische Wahrheit ablegen müsse. Nach Josephus hatte überdies Abraham aus der Astronomie Gott erkannt. Jesus als Messias mufste Davide sein, und so steht bei Matthäus 1 eine Genealogie von 3×14 (6×7) Gliedern. Zu Matthäus würde das wohl passen: nach S. 15 Wellhausen hat Matthäus 7 Bitten im Vaterunser, 7 Gleichnisse (Kap. 13), 7 Weherufe (Kap. 23), so dafs ihm Wellhausen durch Streichung der »Sanftmütigen« auch 7 Seligpreisungen herausrechnen möchte.

Da uns Wellhausen mit dem Anfang Matthäus im Stich liefs, so mufsten wir uns, einer Spur von ihm folgend, selbst zurechtzufinden suchen. Wie setzt er nun die Tatsächlichkeit der Matthäusberichte an? S. 10 sagt er: »man kann kaum zweifeln, dafs der ursprüngliche Versucher in der evangelischen Überlieferung Petrus und nicht der Teufel war, und dafs die Sache erst nachträglich in den Anfang vorgerückt ist.« Es liegt also eine menschliche Tatsache vor (Petrus möchte Jesum zum irdisch-jüdischen Messiastum bereden). Diese wird ins überirdisch Dämonische verwandelt, entsprechend der erregten Geistesart der ersten Christen. S. 19 zu Matthäus 5, 21—26 bemerkt Wellhausen: »Es schimmert eine Stimmung durch, welche durch die Kreuzigung Jesu in den Jüngern erzeugt wurde, und durch die Verfolgungen, die sie selber auszustehen hatten. Matthäus steckt als schriftgelehrter Jerusalemer viel tiefer im Judentum als Jesus von Galiläa (Raka, Narr, Versöhnlichkeit vor Opfer).« S. 20 zu 5, 23, 4 heifst es: »Matthäus judaisiert hier wie öfter. Er setzt voraus, dafs der Opferdienst noch in vollem Gange ist, und dafs auch die jerusalemischen Christen daran teilnehmen.« S. 49 (Kap. 10): »Überall wird das jüdische Gemeinwesen als noch bestehend vorausgesetzt, ebenso wie in der Bergpredigt.« S. 84 (16, 18) Du bist Petrus usw.: »Die Gemeinde ist nicht von Jesus, sondern erst durch die Auferstehung gegründet, und Petrus hat darin das Verdienst, weil ihm der Auferstandene zuerst erschien. Das liegt zu Grunde.« »Der Sache nach wird die christliche Gemeinde überall in den Redestücken von Matthäus vorausgesetzt, sie heifst aber nicht so, sondern, wenn auch unter einem andern Aspekt, das Reich Gottes.« S. 93 (18, 20): »Jesus spricht, als wäre er schon zum Himmel gefahren. Jedoch auch sonst in den Reden bei Matthäus hat er die Gemeinde vor sich, die bei seinen Lebzeiten noch nicht vorhanden war.« S. 121: »Es macht prinzipiell gar keinen Unterschied, ob Jesus wie gewöhnlich in den Reden bei Matthäus in der Zeit der Verfolgungen der jüdisch-christ-

lichen Gemeinde seinen Standpunkt nimmt oder in der Zeit kurz vor der Zerstörung Jerusalems einige Jahre später. ... Matthäus ist ein Sammelwerk. ... Wann der letzte Redaktor geschrieben hat, darüber läſst sich nichts Positives sagen. Der terminus ad quem braucht nicht über das Jahr 100 vorgerückt zu werden. Und bei Lukas steht die Sache nicht anders.« S. 125 (Matthäus 24, 20): »Die Christen halten also den Sabbat streng, wie sie ja auch noch opfern (5, 23) und die Tempelsteuer entrichten (17, 27).« S. 133: »Die Parabeln des Matthäus haben alle das Reich Gottes, d. i. die urchristliche Gemeinde und ihre Situation im Auge, so daſs sie für die älteste Kirchengeschichte verwendbar sind.«

Nach diesen Stellen kann man nicht anders annehmen, als daſs Wellhausen den Matthäus auffaſst, wie man jetzt das Evangelium Johannes auffaſst: es ist mit einigem Tatsächlichen aus Jesu Leben selbst ein nach dem späteren Stand der palästinensischen Christengemeinden abgewandelter Bericht, der sich doch als die Erzählung von Jesu Wirken selber gibt. Ob die Auferstehung, durch welche Petrus das Christentum als Gemeinde gründete, eine Tatsache oder ein bloſser Glaube auf Grund des leeren Grabes ist, wird von Wellhausen nicht gesagt.

Nach S. 12 Wellhausen lehrt Jesus nicht bloſs, sondern heilt auch und findet gerade darum »groſsen Zulauf«. Ob diese Heilungen Wunderheilungen sind oder nur geglaubte Wunderheilungen (nervöser Leiden), wird nicht gesagt. Nach S. 40 »werden die Worte Jesu (bei den Synoptikern) am wenigsten variiert«. Sehen wir uns solche daher näher an. Nach S. 14 Wellhausen sind die »Armen« schon in den Psalmen nicht die Leute, die kein Geld haben, sondern die Frommen, die sich in der Welt enttäuscht und unterdrückt fühlen. Die Seligpreisung (nach dem Aramäischen eine »Gratulationsformel«) der Sanftmütigen hat in den Handschriften eine schwankende Stellung. Wellhausen klammert sie ein (mit zu Gunsten der Siebenzahl); es

bestehe kaum ein Unterschied der Bedeutung zwischen πτωχοὶ anijim und πραεῖς anavim. Unter dem Land, das ihnen als Erbe zufällt, müfste das Reich Gottes verstanden werden. »Das Reich Gottes scheint hier zukünftig gedacht zu sein, wenigstens sind alle Verba futurisch« (aufser dem ersten »ihnen gehört das Himmelreich zu«): sie werden erben, sie werden getröstet werden, sie werden satt werden, sie werden Erbarmen finden, sie werden Gott schauen, Söhne Gottes genannt werden; dann wieder 10 »den um der Gerechtigkeit willen Verfolgten gehört das Himmelreich zu«. Das Futurum wird also das der Verheifsung sein: tust du das, so soll dir das und das zu teil werden. Was das Himmelreich selber ist, kann nach 12, 28, sollte ich meinen, nicht zweifelhaft sein. »Wenn ich im Geiste Gottes die Dämonen austreibe, so ist also das Reich Gottes bei euch bereits da;« ἔφθασε ist mehr als ἤγγικεν (nach Wellhausen). »Das Reich Gottes wird als mit Jesu, d. h. dem Messias, bereits eingetreten gedacht. Es liegt im Kampf mit dem Reich Satans, und dieser Kampf wird durch das Austreiben der Dämonen geführt, »die Satans Heer sind« (S. 62 Wellhausen). Der Geist Gottes vertreibt unmittelbar die Übel, welche die Menschen so beängstigend heimsuchen. Matth. 6, 33 übersetzt Wellhausen: »Trachtet am ersten nach dem Reich und nach der Gerechtigkeit, so bekommt ihr das Andere dazu,« nämlich Nahrung, Kleidung. Diese »Gerechtigkeit« erläutert Wellhausen S. 25 so: »Für die Askese des Judentums gebraucht Jesus das Wort δικαιοσύνη. Die Juden verstehen darunter vorzugsweise Almosen; Jesus scheint auch Fasten und Gebet mit einzubegreifen. Vom eigentlichen Kultus redet er kein Wort, auch nicht von der Beschneidung.« S. 21 (5, 31, 32): »Dies (Ehescheidung nur wegen Hurerei) ist der einzige Fall, wo Jesus eine mosaische Verordnung (Ehescheidung durch Scheidebrief) geradezu aufhebt.« — In der Stelle 11, 28—30 (kommt her zu mir alle usw.) übersetzt Wellhausen ἀνάπαυσις mit Erholung, πραὺς mit sanftmütig, ταπεινὸς mit leutselig. S. 97

bemerkt er: »Es verdient Beachtung, dafs nicht an jeden die höchsten Anforderungen der Nachfolge Jesu gestellt werden, seine Ehelosigkeit ist offenbar das Muster.« S. 98 (19, 20, 21) »τέλειος (seine Güter verkaufen für die Armen) bezeichnet deutlich einen höchsten Grad. Der Gedanke des opus supererogatorium und des consilium evangelicum schimmert auch in 19, 20 (Ehelosigkeit) durch.« Wiederholt hebt Wellhausen hervor, dafs nach Jesu nicht die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit, sondern der Dienst am Nächsten gefordert sei.

Nach diesen Ausführungen wäre zu urteilen: Die Frommen sind die, welche Gott so vertrauen, dafs sie überzeugt sind, das gewöhnliche irdische Leben mit seinen Sorgen und Leiden (Dämonische) und Verfolgungen (durch Gottlose) stammen nicht von ihm, sondern sollen und werden durch den Geist Gottes überwunden werden, der durch Gebet, Fasten, Dienst am Nächsten mehr und mehr erlangt wird. Ehelosigkeit, Hingabe von Besitz für die Armen sind dabei ausgezeichnete, aber nicht von allen geforderte Betätigungen.

Nach S. 33 Wellhausen (7, 22, 23) stellt sich Jesus schon in seiner ersten Rede als den Richter am jüngsten Tage vor. Nach S. 71 ist Jesus als Messias Gottes Stellvertreter, hält das Weltgericht ab, hat die Engel zur Verfügung, das Reich ist sein Reich. Nach S. 99 Wellhausen (19, 16—26) erscheint Jesus als König Israels wie die Apostel als Fürsten der 12 Stämme Israels; κρίνειν ist nicht richten, sondern »regieren, wie oft im alten Testament«. — Wie bald wird aber das Weltgericht durch Jesu Wiederkunft (Parusie) statthaben? Nach S. 48 Wellhausen »dämpft Matthäus die Erwartung der baldigen Parusie und läfst Jesum erst kurz vor seinem Tode davon reden. Sie dient in den Evangelien überhaupt mehr als Sporn wie als Trost.« Aber gerade 10, 23 sagt Jesus: »Amen, ich sage euch, ihr werdet mit den Städten Israels — missionierend — nicht zu Ende sein, bis der Menschensohn kommt« und das wird erzählt als an die Jünger bei Jesu

Lebzeiten gerichtet. Ebenso ist 16, 28 an die Jünger gerichtet: »etliche, die hier stehen (aramäisch = Anwesende) werden nicht sterben, bis sie den Menschensohn mit seinem Reich (vorher: als Weltrichter) gesehen haben.« Nach S. 122 Wellhausen (Matth. 23, 39) »fällt Jesu Parusie hier, wie es scheint, nicht mit der Zerstörung Jerusalems zusammen; es liegt ein Zeitraum dazwischen, während die Stadt wüste bleibt.« Von mir aus bemerke ich, dafs Matth. 24, 4 noch Handmühlen, von Sklavinnen gedreht, beim Eintritt des Weltgerichtes vorausgesetzt werden. S. 129 Wellhausen (Matth. 25, 1—13) wird vorausgesetzt, dafs die Parusie sich über Erwarten verzieht, »ein Zeichen der Zeit«, nach Wellhausen doch wohl der Zeit der Aufzeichnung des betreffenden Abschnittes und also ein Beweis, dafs man die Parusie längst erwartete, natürlich, weil sie Jesus in Aussicht gestellt hatte: sie sollte das volle Himmelreich bringen. S. 133 bemerkt Wellhausen: »Die Parusie, welche für die ältesten Christen das wirksamste Motiv aller Moral war, wenngleich Jesus selbst es nicht verwandt haben kann.« Warum nicht? es geht auf Daniel VII zurück, und dergleichen apokalyptische Erwartungen waren in der Zeit verbreitet. Sollen die obigen Stellen, die Jesus selbst spricht, von den Jüngern ihm angedichtet sein? Auch Paulus hat die Erwartung, natürlich als allgemein christliche Überlieferung, sie war gerade die Hoffnung der Christen und konnte nur als diese ihr Sporn sein. S. 136 (Matth. 26, 10) sagt Wellhausen: »Die Parusie steht in weiter Ferne: »alle Zeit habt ihr Arme bei euch, mich aber habt ihr nicht alle Zeit.« Jesus sieht (Vers 12) gleichsam eine Voreinbalsamierung von sich in der Ausgiefsung der Myrrha, ein ihn in seinem Vorgefühl des Leidens bestätigendes Vorzeichen; aber wegen dieses zeitweiligen Scheidens werden die Jünger ihn einige Zeit nicht haben. Ein Hinausrücken in weite Ferne folgt daraus nicht. Auch S. 152 (Matth. 28, 20) schreibt Wellhausen: »Die Hoffnung der Parusie tritt zurück hinter der beständigen Anwesenheit Jesu bei den Seinen schon

in der Gegenwart,« aber damit entgeht Wellhausen den Verlegenheiten nicht; denn dort verkündet Jesus ihnen, zu ihnen herantretend (nach der Auferstehung, also aus seiner himmlischen Existenz), dafs ihm alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden, dafs sie alle Völker (ἔθνη Heiden) zu Jüngern machen sollen und schliefst: siehe, ich bin bei euch alle Tage ἕως τῆς συντελείας τοῦ αἰῶνος, was heifst: bis zum Abschlufs des Weltlaufs durch mein sichtbares Wiederkommen zum Weltgericht. Bei ihnen ist er bis dahin mit seiner Macht in Wundern, Heilungen, prophetischen Erleuchtungen (namentlich über den Sinn des alten Testaments) und überhaupt in religiöser Erregung. Der Enthusiasmus der ältesten Gemeinde ist spürbare Gegenwart des Messias für diese selber. Weil Wellhausen diesen Enthusiasmus nicht hat, darum ist ihm z. B. die Geschichte mit den Gadarenern S. 39 (Matth. 8, 28—34) »anstöfsig«, und er bemerkt dazu: »Matthäus übergeht zwar die anstöfsige Geschichte nicht, macht sie aber kurz ab.« Für die Jünger, unzweifelhaft für Jesum selbst war sie aber gewifs ein nicht geringer Erweis seiner Wundermacht. S. 90 erregt nach Wellhausen das Wunder mit dem Fisch, der ein Zweidrachmenstück im Munde hat, »allgemeines Kopfschütteln«. »Es veranschaulicht nur, dafs Jesus kein Silber hat.« Wellhausen glaubt das Wunder nicht, aber gerade auf solche Wunder rechneten die ersten Christen auch und schrieben sie eventuell ihrem Meister zu, überzeugt, dafs sie geschehen sein müfsten. S. 96—97 bemerkt Wellhausen: »Jesus benutzt die Äufserung der Jünger (dann heiratet man besser nicht) als willkommenen Anlafs für die Mitteilung eines Spruches, welche der wahren Absicht (nicht Scheidung durch Scheidebrief) wenig entspricht. Denn die Ehe soll da geheiligt und nicht diskreditiert werden.« Er gibt im weiteren zu, dafs Jesus seine Ehelosigkeit als Muster hinstelle, aber nicht von allen fordere, ebenso 19, 20, 21 den Verkauf der Güter für die Armen. Beides wird verständlich aus der Erwartung baldigen Weltendes. Paulus

sagt ausdrücklich bezüglich der Ehe, man könne ohne sie besser missionieren. Jesus erklärte, man kann nicht Gott dienen und dem Mammon, d. h. nicht fromm (in seinem Sinne) und reich sein mit den Gedanken, die vom Reichtum aus entstehen. Zum Missionieren will er kein »Silber« genommen haben, — der Arbeiter ist seines Lohnes wert —, er läſst um das Brot für den Tag bitten, stellt die ferneren Bedürfnisse Gott anheim. Damit stimmt bei Lukas das Wort über Martha und Maria, Vielgeschäftigkeit, äuſsere, selbst für seine Person, stört das innere geistig religiöse Leben. Am besten entschlägt man sich des Reichtums ein für allemal (durch Verkauf zum Besten der Armen). Gott erweckt diesen Sinn in einzelnen Reichen. Das alles (vom Reichtum) hängt scheinbar nicht mit der baldigen Wiederkunft zusammen, und doch ist es nur von da aus verständlich. Denn hätte Jesus diese Ansicht nicht als ganz selbstverständlich gehabt (Messias ist eben Weltvollender in wunderbarer Weise nach der Apokalyptik seit Daniel), so würde er die Lebensnotwendigkeiten nicht so obenhin haben behandeln können.

Die Heiden betreffend, merkt Wellhausen an S. 36: »bei Markus finden sich solche heidenfreundliche Aussagen Jesu (wie Matth. 8, 11, 12) überhaupt nicht, bei Matthäus stehen sie zusammen mit ganz entgegengesetzten Aussagen,« und S. 45: »bei Lukas verbietet Jesus die Mission unter Heiden und Samaritern nicht, vermeidet auch selber bei seiner Reise nach Jerusalem den Weg durch Samaria nicht, im Gegensatz zu Markus und Matthäus und in Übereinstimmung mit Johannes.« Nach S. 19 (Matth. 5, 19) Wellhausen »exkommuniziert Jesus zwar nicht die Lehrer seiner Gemeinde, welche eine oder die andere Bestimmung des Gesetzes aufheben, weist ihnen aber einen niedrigeren Rang an, als denen, die das ganze Gesetz aufrecht erhalten.«

Als offenbar unrichtig notiert Wellhausen S. 23 (zu Matth. 5, 38): »Die Talio war längst veraltet, und der Spruch 5, 43 (du sollst deinen Feind hassen) steht in dieser Form nicht im

alten Testament und würde auch die Meinung desselben nur dann treffen, wenn ἐχθρὸς der Nationalfeind sein sollte, was bei Matthäus nicht die Ansicht ist.«

Seine besondere Sympathie drückt Wellhausen mit folgenden Stellen aus: Matth. 6, 19—34 wird das herrliche Stück genannt: nicht Schätze sammeln, innerlich Licht sein, nicht zwei Herren dienen, Gott und dem Mammon. Muster die Vögel, die Gott ernährt, die Lilien, die Gott schmückt, — für Essen, Trinken, Kleidung sorgen, ist heidnisch, den um das Himmelreich Bemühten werden die äufseren Bedürfnisse schon dazu gegeben von Gott, man soll sich nicht mehr Plage machen, als das Leben jeden Tag schon bringt. Dazu wäre nach jetziger Wissenschaft zu bemerken: Gott ernährt die Vögel, läfst sie aber in Menge auch umkommen durch die mannigfachsten Vorgänge in der Natur, also nach Jesus unmittelbar durch ihn selbst, ebenso steht es mit den Blumen. Kultur heifst gerade Vermehrung der Lebensmöglichkeiten durch Erkenntnis der Naturgesetze, technische Benutzung derselben, möglichste Zuführung an alle, wo die christliche Bruderliebe sich erweisen kann, aber ohne blofse Bettler zu erhalten und grofs zu ziehen. Das Christentum wäre zu Grunde gegangen, wenn es nicht bald sowohl von dem alttestamentlichen Detailverfahren als auch von der hellenischen Kultur viel aufgenommen hätte. Die brüderliche Liebe, an der Jesu Herz hängt, kann sich mit moderner Wissenschaft und Technik erst voller entwickeln, ohne in den kirchlichen Fehler der Glorifizierung müfsiggängerischer Armut zu verfallen.

Zu Matth. 14, 28—31, wo Petrus auf dem Wasser zu Jesus gehen will, bemerkt Wellhausen S. 77: »Dieses schöne Beispiel von der Macht des Glaubens und der Wirkung des Zweifels findet sich nur bei Matthäus.« Glaubt demnach Wellhausen wirklich an das wunderbare Meerwandeln Jesu, und dafs es Petrus auch geglückt wäre, wenn ihn nicht Furcht befallen hätte und darin Zweifel die Wunderkraft gelähmt hätte?

Wassertreten bei Jesus und Petrus wird man doch nicht annehmen?

S. 93 bemerkt Wellhausen: »Der christliche Kultus, soweit er original ist, beruht auf der einfachen und schönen Idee, die Anwesenheit Jesu festzuhalten, namentlich in dem gemeinsamen Brotbrechen.« Ist Wellhausens Religion eine ästhetische Gefühlsweise? Hier handelt es sich darum: ist Jesus, wo zwei oder drei auf seinen Namen versammelt sind, so da, wie nach den Rabbinen die Schechina (die Herrlichkeit Gottes) da ist, wo einige zusammen das (mosaische) Gesetz treiben? Denn an die Stelle dieser Schechina setzt sich Jesus da, und die Rabbinen dachten das ganz real. Danach ist Jesus wie Gott allgegenwärtig und besonders fühlbar nahe in den und den Umständen.

Ich gebe kurz noch die Anstöfse an, die ich jetzt an Matthäus genommen habe und die, auf welche mich Wellhausen gebracht hat. Von mir aus nehme ich Anstofs Matth. 13, 44, wo ein Mensch einen im Acker vergrabenen Schatz findet, verhehlt (d. h. davon schweigt), alles, was er hat, verkauft und den Acker kauft, natürlich weil er auch jetzt noch durch den nur ihm bekannten Schatz weit wertvoller ist als die Summe, die er gibt. Dafs es da etwas mit List zugeht, wird nicht hervorgehoben: es mufs das die Meinung erwecken, als ob solches Verfahren gar wie ein Muster sei (ähnlich wie der ungerechte Haushalter bei Lukas). Anstöfsig ist mir Matth. 15, 17—19, dafs nicht, was in den Mund hineingehe, sondern was aus dem Mund herausgehe, den Menschen unrein macht. Nahrung kann den Menschen sehr unrein machen; man denke an Alkohol, überhaupt an Leckereien, und kann gerade zu dem Schlimmen führen, was nach Jesu blofs aus dem Herzen kommt. Wer als Knabe an Leckereien ist gewöhnt worden, wird nach Locke als junger Mann Wein und Weiber für sich als selbstverständliche Bedürfnisse ansehen. Das »Herz« ist gar nicht so aus sich mächtig, sondern wird beeinflufst von Trieben, die übermächtig werden können, nicht immer

durch eigene Schuld, es gibt moral insanity (etwa nach Schädelverletzungen), Brandtriebe im jugendlichen Alter, Stehltrieb, sexuelle Perversion usw. Wie Vers 44 lautet, ist er eine Viertelswahrheit. — Matth. 19, 2—11 sagt Wellhausen nichts über die falsche Argumentation: »weil Adam und Eva für einander geschaffen waren, so mufs jede geschlossene Ehe ebenso beurteilt werden.« Die Herzenshärtigkeit wird von Jesu blofs dem Manne zugeschrieben. Die Jünger wissen besser über Frauenart Bescheid und machen Einwendungen. — Aus der Stelle über Verschnittene 19, 11—12 könnte man folgern, dafs Jesus sich nicht als Verschnittenen von Mutterleib an fühlte, also nicht impotent, sondern um des durch ihn bald kommenden Weltabschlusses willen verzichtete, wie er den Jüngern nahe legt, es eventuell auch zu tun als Missionare dieses Weltabschlusses. Man könnte auch vermuten, dafs Jesus gegen Verschneidung durch Menschen nichts habe; es wird kein Ton der Indignation bei dem Bericht über die Tatsache vernommen. — Zu 17, 21—22 bemerkt Wellhausen: »Zoll und Steuer werden (im Orient) nur von den Knechten, d. h. den Unterworfenen, bezahlt.« Es wird das an der Stelle von Jesus gebilligt. Die Auffassung ist den jetzigen elementarsten Begriffen der Volkswirtschaft entgegen, sie setzt (damalige) orientalische Verhältnisse als einzige voraus. — 18, 21 ff. sagt Wellhausen: »Knechte des Königs heifsen in der Bibel und überhaupt im Orient seine obersten Diener. Es sind mehr oder weniger vornehme Beamte gemeint, die ihm den fest bestimmten Ertrag ihrer Ämter schulden. Der Unterpräfekt mufs an den Oberpräfekten zahlen und dieser an den König. Daher die ungeheure Summe von 10000 Talenten, die er als Steuerertrag des Landes schuldet. Daher die Strafe der Verkaufung des Knechtes in Sklaverei. Daher namentlich die Folter, welche im Orient regelmäfsig gegen ungetreue oder in der Ablieferung der Steuern saumselige Statthalter angewendet wird, um die zu fordernde Summe von ihnen selber — wenn sie sie auf die Seite

gebracht haben — oder von ihren Verwandten und Freunden zu erpressen.« Jesus setzt wieder die orientalischen Verhältnisse als die einzigen voraus; Verkauf in die Sklaverei, Folterung werden wie Muster hingestellt. — Matth. 19, 16—26 erscheint nach Wellhausen »Jesus als König von Israel und die Apostel als Fürsten der 12 Stämme.« Gewifs sind mit Beziehung auf die 12 Stämme gerade 12 Apostel gewählt worden. Aber ich frage: wo sollen die 12 Stämme herkommen? Zeigt die Vorstellungsweise nicht, dafs Jesus in der rabbinisch-talmudischen Traumwelt lebt, in der alle alttestamentlichen Einrichtungen gleichsam als ewig aktuell behandelt werden, auch Tempel und Opfer, nachdem durch Zerstörung des ersteren auch letztere unmöglich geworden waren?

Wellhausens Lukas.

Wellhausens Lukas (1904) fängt an mit Kap. 3, 1. Zu 3, 23—28 bemerkt er: Die Genealogie steht bei Lukas nicht in der Vorgeschichte und widerspricht in der Tat wenigstens dem 1. Teil derselben, dem Kap. 1. Denn niemand konnte auf den Gedanken kommen, Jesus als Davidsohn von seiten seines Vaters zu erweisen, der da glaubte, er sei gar nicht seines Vaters Sohn. — Über »die gänzliche Beziehungslosigkeit der beiden Genealogien bei Lukas und Matthäus braucht nichts gesagt zu werden«. —

Den historischen Wert des Lukas kann man sich abnehmen aus Bemerkungen wie: 22, 33—35: »Von der Flucht der Jünger nach Galiläa verlautet nichts, Lukas erkennt sie nicht an.« 24, 13: »Bei Lukas ist jeder Rest der alten Tradition geschwunden; der Auferstandene erscheint den Jüngern nicht in Galiläa nach mehreren Tagen, sondern in Jerusalem am selben Tage.« Bei Matthäus ist diese Vorstellung allerdings 28, 9 eingedrungen,

jedoch in Widerspruch zu allem übrigen. 24, 49: »Der den Jüngern gegebene Befehl, in Jerusalem zu bleiben, widerspricht direkt dem Befehl bei Markus und Matthäus, sie sollen nach Galiläa gehen.«

Zur Frage der baldigen Wiederkunft Jesu als Weltrichter bietet Wellhausen folgendes: zu den Worten Jesu 9, 27 (von den Umstehenden würden noch welche die Parusie erleben) bemerkt Wellhausen nichts. Zu 17, 20—27 schreibt er: »Die Parusie dient hier nicht wie 12, 32 ff. und 13, 22 ff. zur Mahnung oder zur Tröstung, sondern ihr Wann? und Wo? wird erörtert; Zeit und Ort ist nicht blofs dem Menschen unbekannt, sondern das Reich Gottes ist überhaupt nichts, was in einem bestimmten Augenblick an einem bestimmten Ort zur Erscheinung kommt, ‚es ist inwendig von euch'. — Das Reich Gottes ist hier als ein Prinzip gedacht, das unsichtbar in den Herzen der einzelnen wirkt. Freilich wird in den folgenden Reden an die Jünger die überlieferte Vorstellung vom Reich Gottes als einer plötzlich eintretenden Katastrophe — wesentlich festgehalten.« 17, 23—25: »Der christliche Messias ist himmlisch, und sein Erscheinen vom Himmel macht sich sofort überall und unzweideutig bemerklich, ohne dafs man suchen mufs und zweifeln kann. Die Christen halten sich deshalb durchaus an Daniel VII, an den Menschensohn, dessen Charakteristikum ist, dafs er vom Himmel kommt. Aus diesem Grunde mufs Jesus auch zunächst sterben, um den irdischen Messias abzutun und der himmlische zu werden.« 17, 26—32: »Die Christen sind der messianische Rest und sollen rechtzeitig auf ihre Rettung aus der massa perditionis bedacht sein, ohne sich durch irdische Sorgen abhalten zu lassen.« 18, 1—8: »Das Gebet, in dem man beständig anhalten soll, hat den Inhalt: Dein Reich komme, oder vielmehr, wie es hier gefafst wird: Dein Gericht komme. Die Parusie wird von den Auserwählten herbeigewünscht als Tag der Rache, die der Richter für sie nehmen wird. Die Feinde, gegen welche die Rache sich

richtet, werden die Juden sein. Indem die Christen Rache an ihnen heischen, stecken sie freilich selbst noch im Judentum. Auch dafs der Richter bei der Parusie nicht der Messias ist, sondern Gott, ist ursprünglich jüdisch und darum als christlich sehr alt.« 18, 8: »Der Richter ist hier nicht mehr Gott selber, sondern der Menschensohn.« 19, 11—27: »Jesus ist von der Welt geschieden, um sich im Himmel das Königtum zu holen, dann als der Christus Gottes zurückzukehren auf die Erde oder vielmehr zum auserwählten Volk. Die Juden wollen den zum Himmel Gefahrenen aber nicht zum König haben, an ihnen wird er bei seiner Parusie Rache nehmen.« 21, 20: »Die Drangsal der Juden — endet mit ihrer Vernichtung. Der Menschensohn schreitet erst nach ihrer Vernichtung gegen die Heiden ein, nachdem auch deren Zeit erfüllt ist. Lukas hat die Weissagung up to date gebracht, nachdem der ursprüngliche Termin ihrer Erfüllung verstrichen war, und es sich herausgestellt hatte, dafs mit der Zerstörung der heiligen Stadt das Ende und der Messias doch nicht gekommen waren. Eine solche Prolongierung des Wechsels ist für die Apokalyptik überhaupt bezeichnend.« 21, 25—28: »Der Schauplatz des Erscheinens des Messias ist (hier) die *οἰκουμένη*. Das Gericht ist ein Gericht über die Heiden zu Gunsten der Christen. Diese haben sich bisher geduckt, sollen aber nunmehr in freudiger Erwartung den Kopf erheben und ausschauen. Ihre Erlösung geschieht nicht durch den Tod Jesu, sondern durch die Parusie (24, 21), was ohne Zweifel die ältere Vorstellung ist. Mark. 13, 24—27 schimmert kaum noch durch und ist völlig christianisiert.« 21, 35 »wird mit grofsem Nachdruck betont, dafs die Parusie der ganzen Welt gilt, wie in 21, 26 der *οἰκουμένῃ*. Mit Jerusalem und dem jüdischen Lande hat sie nichts Spezielles zu tun.«

Wellhausen hat gleich im Eingang des Lukas gesagt, Lukas bilde den Übergang zum Johannes(evangelium), was wohl meint, zu einer auf Grund der inzwischen geschehenen Erlebnisse der

Christen freien Umänderung der Tradition. Soll aber das Wort vom baldigen Wiederkommen Christi zum Weltgericht nicht auf ihn selbst zurückgehen? soll gerade das Hauptstück urchristlicher Hoffnung eine Schöpfung der Jünger sein? Dafs das Reich Gottes ein inneres Prinzip ist, verträgt sich sehr wohl mit einem baldigen äufseren Abschlufs des gegenwärtigen Weltlaufs. Bei Lukas 24, 4—8 »erinnern die Engel die Frauen an die allgemeine und öfters wiederholte Weissagung vom Sterben und Auferstehen Jesu« (Wellhausen). Sollen diese Weissagungen auch nicht auf Jesum selbst zurückgehen? Zu 22, 31—32 bemerkt Wellhausen: »es schimmert ganz deutlich die Tatsache durch, dafs Petrus zuerst den Auferstandenen geschaut hat und dadurch der Begründer des Evangeliums und der Gemeinde geworden ist.« Klingt das nicht, als solle es einschliefsen: »der (visionäre) Erfinder des historischen Christentums?«

Was ist nun aufser der Einzigkeit Gottes und den 10 Geboten nach Lukas-Wellhausen der eigentümliche Inhalt des Christentums? 12, 33, 34 heifst es: »Die Abmahnung von der Habsucht und von der Sorge wird für die Jünger zum positiven Gebot, im Hinblick auf das kommende Reich ihre Habe zu veräufsern und den Erlös durch Almosengeben in der himmlischen Bank anzulegen.« Für Jünger steht im Text (im Unterschied von der Menge des Volkes ὄχλος) μαθηταί, Schüler. Vor der Verkaufsermahnung geht vorher die Mahnung, nicht zu sorgen um Nahrung und Kleidung und ohne spezielle Wendung an die 12 schliefst sich daran Vers 33 und daran wieder die Mahnung, gerüstet zu sein wie Sklaven auf das Kommen ihres Herrn, denn der Menschensohn (in der Parusie) wird unerwartet kommen (Vers 40). Auf die Frage Petri Vers 41, ob er das blofs ihnen sage oder allen, erwidert Jesus 42: der treue Sklave wird belohnt werden. — Zu 16, 1—13 führt Wellhausen aus: »der Mammon ist immer τῆς ἀδικίας (ungerecht), immer fremdes Gut und gehört dem Menschen nicht zu Recht, sondern Gott. Indessen

Gott verlangt, man solle das von ihm anvertraute Gut verschenken und sich Freunde damit machen, so wie es der ungerechte Verwalter tat. Gott gegenüber ist das Treue, was gegenüber dem menschlichen Herrn Untreue ist.« Diese Rede ist an die Jünger gerichtet. Vers 14 verdenken sie ihm die Pharisäer, die Lukas als geldliebend bezeichnet. Jesus wirft Vers 15 ihnen Scheinenwollen vor den Menschen vor und erklärt Vers 16: »Gesetz und Propheten gehen bis auf Johannes; von da an wird das Himmelreich verkündet,« zu dem also der Sinn von 16, 1 bis 13 mit gehören mufs, gerade wie das Verbot der Entlassung der Frau. Vers 18, Vers 19 ff. kommt die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus, der vor seiner Tür lag, bis er starb. — Was den Mammon *τῆς ἀδικίας* betrifft, so darf man sich der Versuchungsgeschichte erinnern, Luk. 4, 5—7, wonach alle Reiche des Erdkreises, ihre Gewalt und Pracht, dem Satan gehören, der sie gibt, wem er will. — Zu 22, 29, 30 bemerkt Wellhausen: »mein (Jesu) Beispiel zeigt, dafs im Gegensatz zu der gewöhnlichen Meinung der Bedienende der gröfsere ist.« Hingabe des Besitzes zum Besten der Armen und dienende Liebe sind also das Eigentümliche des ältesten Christentums gewesen.

Wenn Wellhausen zu 13, 1—57 bemerkt, »Jesu würde das Unterfangen einer Theodicee vermutlich vollkommen gottlos vorgekommen sein,« so ist zu erinnern, dafs Jesus eine Theodicee hatte: 1. ist nach der Versuchungsgeschichte die Welt in der Gewalt Satans (gewifs vom Sündenfall her), 2. wird dem Satan durch Jesu Verkündigung des Himmelreichs jetzt schon Abbruch getan, und in Bälde (bei der Parusie) wird die unmittelbare Herrschaft Gottes das Reich Satans ablösen.

Zu 24, 2—4 bemerkt Wellhausen: »Ursprünglich ist der heilige Geist der Geist Jesu, der bei den Jüngern bleibt, nachdem der Leib geschieden ist (Joa 20, 22). Auch Paulus sagte: Der Herr ist der Geist.« So war auch Lukas gewifs überzeugt, dafs alles, was er nach 1, 3 als Überlieferung »der Augenzeugen

und Diener des Wortes von Anfang an« verkündet hatte, unter der Einwirkung des Geistes Jesu gestanden habe, und ebenso wird er als Christ überzeugt gewesen sein, unter der Einwirkung des Geistes Christi zu schreiben. Dies hat ihn vor Irrtümern nicht bewahrt. So schreibt Wellhausen zu 11, 41: »statt ‚gebet Almosen‘ erfordert der Zusammenhang ‚reinigt‘. Im Aramäischen heifst Almosengeben zakki und reinigen dakki. Die lautlich wenig verschiedenen Verben sind hier von Lukas verwechselt.« Zu 18, 35—45 (Mark. 10, 46—52) merkt Wellhausen an: »Jesus kommt auch bei Lukas über Jericho, obwohl nur der Weg durch Peräa, nicht aber der durch Samarien über diese bei der Jordanfurth gelegene Stadt führte. Die mir bekannten Ausleger nehmen daran so wenig Anstofs, wie an der unmöglichen Route in Mark. 7, 31, weil sie keine Anschauung von der Geographie Palästinas haben.« Dazu nehme man noch 24, 49, wozu Wellhausen (siehe oben) bemerkt hat: »Der den Jüngern gegebene Befehl des Auferstandenen, in Jerusalem zu bleiben, widerspricht direkt dem Befehl bei Markus und Matthäus.« Bei dieser Sachlage sind wir genötigt zu schliefsen: was die Jünger den Geist Christi nannten, war die psychologische Wirkung der durch Jesum in ihnen angeregten Erwartungen, Hoffnungen, Handlungsweisen. Unter diesen Nachwirkungen standen voran die Missionierung auf das bald eintretende Weltgericht unter Jesus, dem Messias vom Himmel, und unter den Handlungsweisen stand voran die Besitz hingebende (mehr als Rat aufgefafst) und persönlich dienende Liebe, — alles in Aussicht des baldigen Weltendes. Dafs in der Zeit, als Lukas schrieb, eine herbe Stimmung unter den Christen herrschte, darf man daraus abnehmen, dafs »der Spruch: Vater vergib ihnen usw. (23, 34) im Vat., Sin. und D., in der Syra und einigen Vett. Latinae fehlt«, er ist, wie sich Wellhausen ausdrückt, »ohne allen Zweifel interpoliert.«

Kirchengeschichtliche Entwicklung.

Schell als wissenschaftlicher Vertreter des Katholizismus nimmt alle Hauptlehren und Haupteinrichtungen desselben an; selbst den Zwang, den die Kirche oft geübt hat, bringt er unter die Benennung Liebe. Protestantischerseits acceptiert Cremer das ganze abendländische (augustinisch-anselmische) Sünde- und Erlösungssystem und die ganze griechische Dogmatik (Trinität, Menschwerdung). Seeberg vertritt die allgemein menschliche Sündhaftigkeit und den Versöhnungstod Christi, Trinität (und Menschwerdung) nimmt er der Formel nach an, aber mit ziemlicher Abwandlung des Sinnes. Für Harnack gilt es, gegenüber der Entartung des Christentums in der griechischen Dogmatik, vor allem das Evangelium Jesu wieder zu beleben: der Mensch durch Jesum Sohn Gottes, die Bergpredigt (in gemilderter Auslegung) gibt die Pflichten des Reiches Gottes; so lebt der Mensch schon in der Zeitlichkeit ein ewiges Leben und ist sicher des ewigen Lebens bei Gott. Sein ursprüngliches Wort, dafs Jesus nicht in das Evangelium gehöre, nachdem er der Seele den Weg zu Gott gezeigt habe, hat er selbst längst gemildert. Auch in seinem neuesten Werk (Die Mission und Ausbreitung des Christentums) sagt er: »die Verkündigung vom nahen Weltende und Gericht hat nach Ablauf des apostolischen Zeitalters — abgesehen von den Verfolgungszeiten — nicht eine grofse Rolle innerhalb der Mission gespielt. Der Gedanke des nahen Weltendes kann überhaupt bei lebendigen Menschen immer nur stofsweise und vorübergehend wirklich wirksam sein. Der Gedanke der Sündenvergebung in der paulinisch-augustinischen Fassung hat (in der Mission) keinen starken Erfolg gehabt.« Harnack vergifst über seiner milden Mystik (Mensch in der Zeitlichkeit schon in der Ewigkeit lebend), dafs das Christentum durch und durch eschatologische Religion ist, d. h. auf das Weltgericht als stets ein-

treten könnend hinweist und schon den Tod der einzelnen mit Gerichtsgedanken umgibt, indem nur die Erde Vorbereitung für das einstige Endschicksal ist. Harnacks zweiter Abschnitt ist überschrieben: »Das Evangelium vom Heiland und von der Heilung;« man mufs aber übersetzen »vom Erretter und von der Errettung, nämlich Errettung von der Gewalt der Dämonen« und vom Zorn des Gerichtes, der eintritt, wenn man die Gelegenheit zur Rettung versäumt. Nach Kaftans neuester Dogmatik ist für Paulus und die andern Jünger durch Jesu Sterben und Auferstehung der *αἰὼν μέλλων* (das Reich des Messias und Gottes) bereits Wirklichkeit geworden und mit ihm die Erlösung als ethische Erneuerung, sowie die Rechtfertigung und Versöhnung, aber zugleich sind auch alle Wunderwerke des Geistes in Tätigkeit (Dämonenaustreibung, Krankenheilung, Gebetserhörung, Enthüllung des bis dahin verborgenen Sinnes des alten Testamentes), und alles ist in Rüste auf den grofsen Verherrlichungstag des Messias und seiner Heiligen. In seiner Ansicht vom griechischen Christentum steht Harnack nicht allein. Nach Schürer erfuhr das Christentum durch die Alexandriner erhebliche Modifikationen, ist aber doch erst dadurch zur Überwindung der antiken Kultur und zur Weltherrschaft befähigt worden. Das letztere würde Harnack zugeben, aber nach ihm mufs jetzt das alte Christentum wieder Grundlage der Christenheit werden, wie neben und vor Harnack Hatch in England forderte. Loofs urteilt: im 4. Jahrhundert war in den Kirchen des Ostens ein wirkliches Verständnis des Evangeliums bereits nicht mehr vorhanden. Die Kirche war ein priesterliches Institut. Das Heil, das sie vermittelte, war für das Bewufstsein jener Zeit so gut wie ausschliefslich die jenseitige Seligkeit. Dafs ein jeder einen Schutzengel habe (*ἄγγελος φύλαξ*), wird in der griechischen Kirche betont, und ist in der praktischen Frömmigkeit sehr lebendig. — Die Menschwerdung ist das Dogma *κατ' ἐξοχὴν* der orthodoxen (griechischen) Kirche, damit die Vergänglichkeit (*φθορὰ*) weggeschafft werde, und das

Unvergänglichwerden, Vergottetwerden stattfinde (*ἄφϑορον γενέσϑαι, ϑεοποιηϑῆναι*): der Mönch ist der vollkommene Christ mit ekstatischer Vereinigung mit Christus. — Das Lebensideal der mittelalterlichen (lateinischen) Kirche ist »die Nachfolge des armen Lebens Jesu; daneben besteht der Weltherrschaftsanspruch der Hierarchie. Franz von Assisi und Thomas von Aquino sind die klassische Zeit des römischen Katholizismus.« — Der Gehorsam gegen die Kirche ist der Grundzug der katholischen Frömmigkeit. Im Katholizismus ist die Gnade eine übernatürliche Hilfe oder Gabe, welche die Lohnordnung nicht ausschliefst, vielmehr die nötigen »Verdienste« ermöglicht; im Protestantismus ist Gnade soviel wie das die Sünden vergebende Mitleid. Im Katholizismus ist Glaube das Führwahrhalten der Offenbarung, im Protestantismus blofses (mera, auf alle eigene Gerechtigkeit verzichtendes) Vertrauen auf die Barmherzigkeit. Im Katholizismus rechtfertigt der Glaube höchstens als durch Liebe ausgestaltet (caritate formata). Nach Thomas von Aquino besteht die christliche Vollkommenheit darin, dafs wir frei von unordentlicher Welt- und Selbstliebe Gott über alles und alles in Gott lieben. Auch im weltlichen Stande kann man (katholisch) ein vollkommenes Leben führen. Möglich ist selbst im Katholizismus die tolerante Ansicht, die in dem Glauben an die »göttliche Vorsehung für unser ewiges Heil« fides implicita Christi findet, und somit solche Heiden wie Christen erachtet (alles nach Loofs).

Islam.

Die arabischen Dichter vor Muhammed träumen das Leben voll von Schenkungen (largesses), von Vergnügungen und Kämpfen, sie lieben es wegen der Freuden, die es gibt, und sind doch bereit, es zu verlassen, ohne nutzlose Klagen. Kurz vor Muhammed behaupteten die Hanyfen oder Dissidenten das

Dasein eines einzigen Gottes, des Gottes Abrahams und Ismaels, der die Propheten erweckt und die Wunder (der jüdischen und christlichen Schriften) vollbracht habe. Die, welche sich am meisten dem Christentum näherten, gaben die Gottheit Christi zu, aber unter einer modifizierten Form, und ohne die Trinität anzunehmen.

Muhammed hatte ausgesprochene Hysterie (Hinfallen oder Zittern, Kälte und konvulsivische Kopfbewegungen). Diese Arten von Affektion prädisponieren zu mystischer Exaltiertheit und zum Gröfsenwahn. Solange er in Mekka betete und predigte, machte er wenig Eindruck; erst als er in Medina auch kriegerisch wurde, kam seine hohe Stellung.

Nach dem Islam ist das irdische Leben eitel und vergänglich, nur das Jenseits hat Wert und ist von ewiger Dauer. — Bei Türken und Arabern wuchert das alte Heidentum im Derwischwesen und in der Heiligenverehrung fort. In den schiitischen Pseudoislam ist eingeschmuggelt indisch-pantheistische Mystik (Sufismus) und ein Rest der altbabylonischen Weltanschauung von dem Ideal des Gottesstaats. Der Islam sieht einzig in Muhammed einen Prophetenfürsten. Trotz aller inneren Zerrüttung des Kalifenreichs hatte man sich daran gewöhnt, die Araber und den Islam als unter der besonderen Huld und Fürsorge Gottes stehend zu betrachten. Die muhammedanischen Völker sind am Mangel einer geregelten Erbfolgeordnung der Fürstenhäuser zu Grunde gegangen.

Türkische Sprüche sind z. B: »Allah nimmt die Seelen der Schlafenden bei sich auf. — Das Gebet ist gut, aber noch besser ist, Gott ergeben sein. — Du wirst nun lesen, was auf deiner Stirn geschrieben ist (was Gott für dich bestimmt hat, wird sich erfüllen). — Mir kann niemand helfen. — Allah kann Euch helfen. — Solange Leben ist, ist Hoffnung. — Der Sultan steht dem Himmel nahe, so dafs er aus seiner erhabenen Stellung vieles sehen kann, was den niedrigen Sterblichen verborgen bleibt.«

Den Berbern galt im Mittelalter wie heute als wahre und einzige Tugend, jeden Genufs zu verschmähen und in schmutzigen Lumpen einherzugehen. Die algerische Bevölkerung sieht in mäfsiger Bedürfnislosigkeit das Ziel ihres Daseins. In diesem Sinne wirkt der Sansseorden in der Oase Siwah mit stets wachsendem Anhang.

Bedeutung der Religionen.

Nunmehr wenden wir uns der Frage zu: wie verhalten sich die Religionen nach dem, was wissenschaftlich über sie ermittelt ist, zur modernen Wissenschaft, wie sie erst seit dem 17. Jahrhundert (naturwissenschaftlich seit Galilei) aufkam und allmählich auch die Geschichtsforschung zur Genauigkeit nach sich gezogen hat. Wir erinnern uns, dafs die Menschheit viel älter ist, als man früher meinte, verleitet dadurch, dafs man das alte Testament von der allgemein menschlichen Entwicklung ausnahm, der es durch die modernwissenschaftliche Theologie wieder eingeordnet ist. Im ersten Buch Mose Kap. 1—11 sind sogar babylonische Sagen verwendet: Tehom (Tiefe), Tohuwabohu (Wüste und Leere), der »brütende« Gottesgeist sind babylonisch; das »wir« (lasset uns Menschen machen) sind Reste von Göttergesprächen. Nirgends auf der Erde haben sich andere Anfänge der Menschheit gefunden, als wie sie oben sind beschrieben worden. Alle Paradiesessagen müssen aufgefafst werden wie die griechische Sage vom goldenen Zeitalter. Nicht Pascal hat recht, dafs die Sehnsucht des Menschen nach einem vollkommenen Zustand die Herkunft aus einem solchen anzeige, sondern Voltaire, dafs diese Sehnsucht die Vervollkommnungsfähigkeit (perfectibilité) des Menschen andeute. Religion hatte der älteste Mensch in der oben angesetzten Weise und hat sie in derselben Weise die ganzen Jahrtausende der prähistorischen Zeit gehabt. Denn am

Ende derselben zeigen sich vielfach grofse Fortschritte in Erfindungen und Entdeckungen zur Vermehrung der Lebensmöglichkeit (Kultur), aber keine in der Religion über die ursprünglichen Auffassungen hinausgehende. Die Chinesen stehen noch heute in derselben, und altbabylonische, altägyptische Religionen zeigen, dafs die Götter wesentlich Personifikationen der Naturkräfte waren (Frühlings- und Sommersonne in Babylon, Regenzeit in Babylon; Sonne und verzehrender Wüstenwind — Typhon — in Ägypten; in Persien und Medien mit seinen grofsen Gegensätzen der Jahreszeiten auch Gegensätze der Götter; in allen Mythologien neben wohltätigen Gottheiten auch übelbringende). Die technischen Beobachtungen und Erfindungen führten aus sich keineswegs zur Wissenschaft, sondern waren zweifelsohne selbst mit religiösen Vorstellungen durchzogen; die Schmiede wurden lange und werden noch heute bei Negern zugleich wie Zauberer betrachtet. Alle solche Entdeckungen und Erfindungen waren zugleich Gaben, Inspiration einer Gottheit. Von Naturgesetz haben auch die heutigen Wilden trotz jahrtausendelanger Herkunft von früheren Menschen keine Ahnung. Diese Auffassung hat etwas Ästhetisches, Dramatisches, wie es eigentlich auch in Westeuropa bis ins 17. Jahrhundert vorherrschte (Natur im Mittelalter ein Reich gefährlicher dämonischer Kräfte, Hexenglaube bei Katholiken und Protestanten) und hat in der steten Zauberhoffnung mehr Reizendes als Niederschlagendes. Religion hatte so ursprünglich dieselbe praktisch-biologische Bedeutung, welche auch die Wahrnehmung hatte. Was uns die Wahrnehmung unmittelbar zeigt, mufs nach der Wissenschaft korrigiert werden. Wir nehmen die Welt ptolemäisch wahr, wir müssen auf Grund genauerer Beobachtung sie kopernikanisch denken. Die qualitativen Empfindungen (Farben, Töne, Gerüche, Geschmack, Wärme, Kälte) werden von der Wissenschaft auf quantitative Vorgänge als ihre objektive Ursache zurückgeführt (Lichtempfindung entsteht auch

durch Stofs aufs Auge im Dunkeln, Ton ist objektiv bewegte Luft und dadurch in Schwingung versetztes Trommelfell). Diese unmittelbare Wahrnehmung ist im ganzen nützlich für Erhaltung unseres Lebens. So hat auch die religiöse Auffassung etwas Belebendes und Ansprechendes für das Gemüt (Gefühl und Phantasie zusammen); obwohl sie keineswegs immer im einzelnen nützlich ist, verkehrt mit ihr der Mensch in der Natur wie einem Reich beseelter, ihm freundlicher, eventuell feindlicher Wesen, auf das er in menschlicher Weise (bittend, darbringend, zaubernd) zu wirken versucht. Die Welt gewinnt für ihn einen Affektionswert, er flieht das eine, klammert sich an das andere: Fetische allüberall, im Heiligen- und Reliquiendienst auch in den historischen Religionen, im griechischen Christentum, im katholischen, im Buddhismus. Orakeltrieb bricht immer noch durch, auch im Protestantismus. Spener, der Vater des Pietismus, übte das Däumeln, d. h. Aufschlagen der Bibel zum Zweck persönlicher Beratung. Am 14. Juni 1866 schlug Bismarck, angstvoll über den bevorstehenden Entscheidungskampf, die Bibel auf, sein erster Blick fiel auf Psalm 9, 3—5: »Freuen will ich mich und jubeln in dir, saitenspielen deinem Namen, Höchster, wenn meine Feinde zurückweichen, stürzen und umkommen vor dir, denn du hast mir Gebühr und Kraft geschafft, safsest auf dem Throne, ein gerechter Richter;« er fühlte sich getröstet und mit neuer Hoffnung belebt. So erzählte Frau von Bismarck an Keudell. Die Höhnungen der alttestamentlichen Propheten gegen die Götterbilder treffen gerade das Gefühl der Bilder nicht. Weil sie (die Verehrer) eine göttliche Macht ehren wollen, darum stellen sie dieselbe auch sichtbar dar, das Schnitzwerk wird nicht Gott, sondern ist gottwohlgefälliges, eventuell gotterfülltes Sinnbild der Gottheit. Geradeso war die Bundeslade Israels ursprünglich ein Kriegsfetisch, dann die besondere Nähe Gottes bei Israel versinnbildlichend; später trat an die Stelle das (leere) Allerheiligste im Tempel als Wohnsitz der göttlichen Herrlich-

keit, auch die Thorah- (Gesetzes-) Rollen der Synagogen, auf deren entheiligende Anrührung selbst durch römische Soldaten Todesstrafe stand. Wie individuell die Gefühlsweise in diesen Affektionswerten der Religion ist, zeigen die Ausdrücke des Tacitus von den inania arcana des Tempels zu Jerusalem. Der Römer und Grieche würde ein Götterbild erwartet haben, wie etwa das des Zeus in Olympia, von dem noch in der Kaiserzeit gesagt wurde, wer das schaue, müsse an Zeus glauben.

Wie sehr Gefühl auf Phantasie wirkt, deuten die Worte Hebels an zu seinen alemannischen Landsleuten: nicht wahr, wenn ich mit einer Erzählung euch recht gruseln mache, meint ihr, sie müsse auch wahr sein. Dafs Gefühl und Phantasie wirksam sind zu einzelnen Handlungen und ganzer Lebensführung, davon ist der beste Beweis, dafs jeder Gläubige seine Religion für wahr, weil für wirksam, hält, die der Andersgläubigen aber für Einbildung. Nach der Kritik, welche Harnack an der griechischen Kirche übt und am Katholizismus, sind Trinität, Menschwerdung, die augustinische Erbsünde (dafs wir alle in Adam gleichsam voll verantwortlich gesündigt haben), die anselmische Vergeltungslehre Einbildungen, nach allgemein protestantischer Überzeugung ist der Mariendienst, die Heiligenverehrung, das Mönchtum Einbildungen. Nichtsdestoweniger haben sie gewirkt und wirken noch, sind als Gefühl und Phantasie nicht nur praktisch-biologisch, »sondern auch intellektuell«, den Verstand und die ganze Auffassung bestimmende Kräfte. Wo ein starkes Gefühl da ist, nimmt es sogar fast immer die religiöse Wendung, es kommt sich gerne als »Mission« vor.

Die Mannigfaltigkeit der Religionen ist aufzufassen wie die Mannigfaltigkeit der Poesie und überhaupt der Kunst. Diese wurzeln auch in Gefühl und Phantasie. Religion ist in diesem Sinne »geglaubte Poesie« (Taine), sie enthält ja immer etwas über die strenge Wahrnehmung Hinausgehendes und doch zur Handlung oder Unterlassung Anregendes, Glauben im englisch-ameri-

kanischen Sinne von belief, eine Vorstellung, welche Direktion einer Handlung wird. Dafs die religiöse Phantasie nicht willkürlich ist, wird ersichtlich aus dem Wechsel derselben mit den äufseren Umständen. So waren die Götter der Inder andere, als sie noch als Viehzüchter in den Pendschab einzogen und als sie mit Ackerbau im Gangesland gelebt hatten. So wurden durch Wechsel der Wohnsitze die Völker stets zum Wechsel der religiösen Vorstellungen geneigt, so die Germanen bei der Völkerwanderung, so waren die Israeliten geneigt, sich dem in Kanaan vorgefundenen Baalsdienst anzuschliefsen und den kriegerischen Jahve des Nomadenlebens darüber zu vergessen.

Der Ahnenkult ist ein uraltes Stück aller Religionen, am ursprünglichsten erhalten in China. Die Abgeschiedenen werden noch den Angehörigen nahe gedacht, aber nicht spiritualistisch als ein aus sich mächtiger Geist, sondern abhängig im Befinden von dem Andenken und den Darbringungen des Hinterlassenen, speziell des Sohnes: so in China, in Indien; in Ägypten wurde die Einbalsamierung noch hinzugenommen als erfordert. In China werden die Gräber heilig gehalten und sind über das ganze Land zerstreut, so dafs der Ahnenkult ein gröfstes Hindernis für die Anlegung von Eisenbahnen jetzt ist. Vielfach werden die Toten als zu fürchtend gedacht, sie bringen Unheil, senden Pest, wenn man ihnen nicht Opfer bringt. Unzweifelhaft ist der Ahnenkult ursprünglich wesentlich Gespensterglaube gewesen, entstanden durch Visionen von Toten, wie immer noch solche Erscheinungen nach dem Absterben von Angehörigen vorkommen, plötzlich, unerwartet, bei der Erschöpfung des Nervensystems durch Todesfälle und die nachwirkenden Erinnerungsbilder psychologisch als Halluzinationen wohl begreiflich. Vor noch nicht langer Zeit gab es kein altes Haus, in dem es nicht irgendwo spukte oder nicht recht geheuer war. Andersen erzählt von einem Schlofs, wo er, der sonst sehr sensitive Dichter, herauskriegte, warum in einem Saal Schritte gehört wurden. In einem

Haus eines Kollegen wurde von diesem, der dem Spuk nachspürte, ein nicht mehr benutzter Schornstein entdeckt, durch den allerdings unter Umständen der Wind geisterhaft strich. Aber auch unmittelbar, intuitiv können solche Überzeugungen auftreten. So schreibt Schrader (Schulrat, zuletzt Kurator der Universität Halle): »Die Abgeschiedenen leben mit uns, dessen sind wir aus eigener Macht versichert, selbst wenn es uns nicht durch göttliche Verkündigungen verbürgt wäre.« Hase, an Tschirners Sarg (1828), sagt: »ich fühlte es so gewifs wie mein Leben, dafs der nicht zu den Toten, sondern zu den Unsterblichen gehört« und nennt ihn vorher »verklärter Geist«. Kögel, Oberhofprediger und Mitglied des Oberkirchenrats später, notiert: »in dieser Nacht ist mir meine Mutter erschienen, sie war sonst ganz aus meinen Träumen gewichen, — mir kam der Glaube, sie hätte sich aus Liebe zu mir in meine Träume herabgelassen,« was zugleich ein Beispiel ist von der Erklärung des Glaubens als a habit of imagination.

Dem Ahnenkult verwandt ist der heutige Spiritismus, von dem James, der amerikanische Psychologe, der den okkultistischen Erscheinungen nicht von vornherein ablehnend gegenübersteht, doch urteilt: »Beweise für die Wiederkehr abgeschiedener Geister fehlen.« Beispiele moderner Verehrung von oder Verkehr mit Abgeschiedenen sind oben S. 15 gegeben. Wie leicht solche Zustände scheinbar übersinnlichen Erlebens hervorgerufen werden können, hat Lehmann in seinem Buch über Zauberei herausgestellt. »Viele Menschen vermögen durch langes Anstarren blanker Gegenstände oder durch Horchen auf das ‚Kochen' der Konchylien Gefühls- und Gehörsbilder hervorzurufen; diese haben vollständig die Intensität der Halluzinationen und stehen mit dem augenblicklichen Bewufstseinsinhalt in keinerlei Verbindung (Kristallisationen, Konchylienauditionen). Bei den Kristallisationen und Konchylienauditionen scheint die Erfahrung dafür zu sprechen, dafs ein eigentümlicher Schlafzustand die Be-

dingung für das Erscheinen der Phänomene ist (gleich dem Halbschlaf, wo man noch träumt, aber doch schon einen Teil von den Vorgängen der Umgebung wahrnimmt)«. »X. ging in Paris auf der Strafse, versunken in Gedanken in die Botanik, in der er gerade geprüft werden sollte. Plötzlich entdeckte er auf der Glastür eines Restaurants den Pflanzennamen ,Verbascum thapsus'. Erstaunt über diese für ein Restaurant doch etwas merkwürdige Inschrift kehrte er um und fand nun, dafs die Inschrift in Wirklichkeit Bouillon lautete.« Um die Sache zu verstehen, mufs man nun wissen, dafs der geläufige französische Name für verbascum Bouillon blanc ist. Überhaupt gilt das Gesetz: dafs bei flüchtiger Beobachtung leicht die Ähnlichkeit, die das Unbekannte mit etwas Bekanntem haben kann, übertrieben wird. Noch heute gilt bezüglich der mediumistischen Phänomene (betreffs der spirits), dafs ein guter Beobachter derselben vor allen Dingen die Psychologie im jetzigen Sinne und die höhere Magie, d. h. Taschenspielerkunst, beherrschen mufs. Nur ein solcher kann mitreden. Nach Erschrecken sind bei dem Eindruck namentlich alle Gröfsenverhältnisse übertrieben, wahrscheinlich infolge einer Erschlaffung der Augenmuskeln. — Es ereignet sich nicht selten, dafs gläubige Spiritisten wunderbare Phänomene in einer Sitzung sehen, wo mehr kritische Beobachter gar nichts derart entdecken können. Villanova (13.—14. Jahrhundert) tat den Ausspruch: »für den Arzt kommt alles darauf an, dafs er in rechter Weise die Leidenschaften der Menschen benutzen kann und ihr Vertrauen zu gewinnen und ihre Einbildungskraft in Bewegung zu setzen versteht, dann kann er alles ausrichten.« Von Napoleon I. ist der Ausspruch: »um die Menschen zu beherrschen, mufs man sich ihrer Einbildungskraft bemächtigen.« Für Verbreitung von Vision ist lehrreich, was Goncourt erzählt, dafs 1870 in Paris während des deutsch-französischen Krieges eine nach 10000 zählende Menge in und vor dem Börsenpalast überzeugt war, ein Telegramm über französische Siege selbst gesehen resp.

sogar gelesen zu haben, das im Innern des Börsenpalastes an einer Säule angeheftet sein sollte, auf die alle Leute mit dem Finger wiesen und das tatsächlich nicht existierte. — »X., im Traum seinen vor einem halben Jahr gestorbenen Onkel sehend, erklärt es für Gesichtshalluzination, die Antwort des Onkels für Gehörshalluzination. Auf die Tastprobe hin erklärt er, immer im Traum: also ist er doch nicht gestorben.« — Bei Gehörshalluzinationen kommt es vor, dafs Worte deutlich als aus einer dem linken Ohr zugekehrten Ecke des Zimmers gerufen gehört werden. — Beim modernen Spiritismus (Nordamerika, Frankreich) ist die Hauptabsicht, einen tatsächlichen Beweis für die Fortdauer des menschlichen Geisteslebens zu finden. Dasselbe Gefühl wirkte natürlich beim Ahnenkult. Darum eben ist noch heute der Chinese, der Inder so darauf aus, einen Sohn zu haben, einen leiblichen, eventuell einen adoptierten, der ihm einst die Totenopfer bringen wird.

Aus der ältesten Religion und deren noch heutigen Nachwirkungen hat sich so ergeben, dafs Hoffnung und ihre Belebung das eigentliche Wesen der Religion ist. Die erregten Gefühle und dadurch veranlafsten Handlungsweisen sind das Wirkende. Religion und Mut setzt Ovid gleich (habetque deos pars utraque, quodque deorum est instar, habent animos). Nach Philo von Alexandrien ist hoffen auf Gott das Wesen des Menschen. Nach Melanchthon treiben Angst und Sorge zum Gebet und das Gebet treibt Angst und Sorge fort. Luther schätzt musicam nächst der Theologie am höchsten, weil sie allein Ruhe und Freude des Herzens gewähren könne wie die Theologie. Bismarck hat erklärt: »wenn ich nicht den Glauben gehabt hätte (Vertrauen auf Gott), würde ich nicht den Willen gehabt haben, und Sie nicht Deutschland.« Koch (Psychiater) sagt: »ein Mensch, der auf Gott vertraut, steht manchem, das auf seine Seele und durch sie auf die Nerven eindringt, steht vielen unvermeidlichen Sorgen und Enttäuschungen und Schwierigkeiten anders gegen-

über, als der nichtreligiöse Mensch.« Ein Franzose spricht von den douceurs secrètes et ineffables de la religion. Nach Leuba (Amerikaner) ist auch bei den heutigen Menschen Gott, was den Bedürfnissen und Wünschen dient, die wir billigen. Religion ist wesentlich Wunsch. Nach Symonds ist Religion (ursprünglich) Gefühl und Aufstreben (aspiration), reine Intuition.

Diese Hoffnung hat sich zu allen Zeiten so umgesetzt, wie es Novalis einmal ausgedrückt hat: »alle Märchen sind nur Träume von jener heimatlichen Welt, die überall und nirgends ist«, oder jetzt der Theologe Tröltzsch: Religion ist Berührung mit einer übersinnlichen Realität, oder der amerikanische Psychologe Baldwin: Religion besteht in dem Abhängigkeitsgefühl und dem Gefühl von Mysterien.

Vorstellungsmäfsig prägt sich das Gefühl mysteriöser Abhängigkeit in der verschiedensten Weise aus. So behandelt der Totemismus gewisse Tiere als höhere Wesen, als Ahnen des Menschen und als Geber von Kulturgütern. Die Mormonen haben Grofses geleistet am Salzsee; der dogmatische Teil ihrer Religion ist eine Komposition aus verschiedenen Religionen: Buddhismus, Judentum, Islam und Christentum. Gott hat nach ihnen die Gestalt eines Menschen. Die Seelen der Menschen sind schon vor der Geburt vorhanden gewesen. Auch die Elemente der Erde existierten schon vor der Schöpfung. Von Wein und starken Getränken wird abgemahnt. Die Nahrung des Menschen sollen hauptsächlich Pflanzen und Früchte sein. Der obige Überblick über die Religionen und ihren jetzigen Stand zeigt die bunteste Fülle solcher Vorstellungen.

Warum gibt es aber überhaupt und gab es stets so viele verschiedene Ansichten? Die Möglichkeit davon hat bereits Kant hervorgehoben. Alles, was nicht einen Widerspruch in sich selbst als blofser Begriff enthält, ist denkbar. Ob es wirklich ist, könnte nur die Wahrnehmung, die mit äufserer Empfindung begleitete Vorstellung, aufweisen. Wenn man hierauf

verzichtet, so kann ein solcher blofs logische Begriff nicht widerlegt werden, freilich auch nicht als real behauptet. Wenn also die Welt von einem Elefanten getragen wird und der Elefant von einer Schildkröte, so ist das freilich eine sehr verwunderliche Vorstellung; falls sich aber einer darauf steift, das wäre eben eine besondere Art Schildkröte, anders als wie wir sie sonst kennen, so kann er nicht widerlegt werden; nur darauf kann er hingewiesen werden, dafs er den Weltelefanten ebensogut auf einer Maus, auf einer Stecknadel usw. oder sogar auf nichts kann ruhen lassen. Warum sollte der Totem nicht so sein, wie die Stämme es glauben, Gott nicht so sein, wie die Mormonen ihn ansetzen, die Kuh nicht göttlich und die Heiligen nicht hilfreich im Himmel? Hätte man einen direkten Beweis dafür, d. h. einen Aufweis in der Erfahrung, so müfste man sich ja dem gefangen geben. Ohne solchen bleibt es eine willkürliche Annahme, willkürlich, weil man ebensogut 1000 andere aufstellen könnte. Aber sie ist vielleicht bei dem Betreffenden mit einem Gefühlswert verbunden, sei es ein unmittelbar erlebbarer, sei es ein durch Tradition angelernter, aber nie ganz festgewordener. Wie eine Vorstellung an ein Wort als ihren Träger, so schliefst sich ein Gefühl, soll es nicht wie ein Wölkchen aufbrausen und verschwinden, an eine gegenständliche Vorstellung als seinen Halt an (siehe oben S. 15). Dafs Gefühle, namentlich gerade das Allgemeingefühl, körperlich bedingt sind, steht fest: die Stimmung, die Aufgelegtheit, Unaufgelegtheit zu leiblicher und geistiger Tätigkeit hängt vom innerphysiologischen Zustand des Verdauungstraktus usw. ab. Jugend infolge des Wachstums und der lebhaften Verdauung, Blutzirkulation, Atmung, Herzschlag ist daher zu Bewegungsspielen aufgelegt und hat einen freudigen, leichten Sinn. Wo Jugend unaufgelegt zu körperlichen Spielen und geistig mifsmutig ist, gilt es immer nachzuforschen, was die körperliche Ursache sein kann. Dafs überall auf der Erde in irgend einer Form der Alkohol oder ähnliche Stimulantia aus-

findig gemacht wurden, zeigt, wie sehr man die Anregung von daher empfand. Selbst Indra in den vedischen Liedern empfängt erst durch den Somatrank seine volle wilde Kraft. Die Ainus (Nordjapan) betrachten einen, der nicht trinkt, als unter dem Zorn der Götter stehend. Ribot (les sentiments) hat zwei Beispiele, wie durch Leberkrankheit alle Gefühle (der Zuneigung, der Freude an etwas) erlöschen. Gratry, der katholische Priester, hat in seiner Jugend durch Überarbeitung eine Zeit völliger Gleichgültigkeit gegen Gott und Welt durchgemacht. Nach ungewöhnlichen Blutverlusten tritt eine Erlöschung des Gefühls ein: der Kranke sieht alles, was mit ihm vorgeht, auch wenn er daraus abnimmt, dafs er sterben werde, so an, als ob es ihn gar nicht angehe, erst mit Wiederkräftigung kehrt auch Besorgnis eventuell Freude zurück. Die grofsen Umwandlungen des Gefühls lassen sich an den Indern studieren: im Veda ein kriegerisches Hirtenvolk mit Himmelshoffnungen etwa wie die Walhalla der Germanen, seit der Festsetzung im Gangestal und weiterhin ist ihnen Leben = Leid, Ziel zur reinen Seligkeit (verglichen dem leeren Raum) zu gelangen. Das Vermittelnde war die irgendwie erworbene Reizbarkeit, die Inder leben in Extremen, sind entweder devote Anbeter ihrer Götter oder (bekehrt) gleich Zertrümmerer des nunmehrigen Götzen. Gerade diese Gemütsart ist mit Nervenerschöpfung verbunden. In dieser ist jenes Dämmern (Seele ohne Ich, d. h. ohne bestimmte Persönlichkeit, wie im leeren Raum) wohltätig. Im germanischen Mittelalter war etwas Ähnliches bei uns: entweder Frau Welt, oft mit wilder Ausgelassenheit, selbst die zarteste Liebe ist Ehebruchspoesie (ritterlicher Minnedienst), oder Weltentsagung als Einsiedler oder Klosterbruder mit äufserster Kasteiung. Erst die Renaissance brachte von dem griechischen Mafs etwas herein und verwandelte die Askese in stoisch-platonische Moral. Dafs aber die Germanen rüstig blieben, geistig und leiblich, wird am meisten dem kälteren Klima verdankt. In Indien hat das heifsere Klima erschlaffend

und verträumend gewirkt, obwohl auch dort noch die Jugend den Dichtern folgt, die sehr erotisch sind, wo dann von dieser Überspannung aus erst die Abspannung und der Büfsersinn folgt.

Religiöses Gefühl sowohl wie die Vorstellungen, welche es hervortreibt, sind so nicht willkürlich gemacht vom Individuum oder Gruppen ähnlicher Individuen, sondern sie entstehen in diesen wie Kunsttrieb, wie Poesie, allerdings unter Einwirkung von Welt und Umgebung. Religion ist die Gesamtstimmung eines Menschen gegenüber der Welt auf Grund seines Gefühls und seiner Phantasie; Religion ist Sinn und Geschmack für das Unendliche, dieses Wort Schleiermachers ist durchaus zutreffend, wenn man unter unendlich versteht, was Rohde bei den Griechen als *θεῖον*, als *δαιμόνιον* bezeichnet hat. Der Geist will nicht gebunden sein in seinem Gefühl und seiner Phantasie. Das ist das, was der Religion immer etwas von Zauberei gibt, wie es James ausgedrückt hat, man will live on chance; es soll nicht alles gebunden sein, das führt zur Resignation, man will immer hoffen können, wie der türkische Spruch antwortet auf die Klage: niemand kann mir helfen, »doch, Gott kann dir helfen«. Wie Dahlmann es einmal ausgedrückt hat: man mufs nie mit der Hoffnungslosigkeit endigen. Solche Naturen sprechen mit Radowitz: »Weg mit allen Gespinsten der grübelnden Vernunft (Wissenschaft, Philosophie), die weder eine Träne zu trocknen, noch einen Sterbenden zu trösten, noch dessen Überlebende aufzurichten vermag. Glauben ist gewolltes Wissen.« Ähnlich seien Kants Postulate, wenn sie nicht blofs von der Nützlichkeit her aufgefafst würden. Für das (römische) Heidentum machte in diesem Sinne Symmachus (c. 400) geltend: »das grofse und unbegreifliche Geheimnis des Weltalls bleibt der Erforschung des Menschen unerreichbar. Wo die Vernunft uns nicht unterrichten kann, darf es der Gewohnheit überlassen bleiben, uns zu leiten, und jede Nation scheint durch treue Anhänglichkeit an diejenigen Gebräuche und Meinungen, welche die Sanktion von

Jahrhunderten erhalten haben, den Rat der Klugheit zu befolgen.« Im Mittelalter haben die Mongolenkaiser diesen Standpunkt eingenommen, wie Kubilai, der Nachfolger Dschingischans, erklärte: »Ich achte und verehre alle vier (Jesus, Muhammed, Moses, Buddha) und bitte den, welcher in Wahrheit der Höchste unter ihnen ist, dafs er mir helfen wolle.« Was hier halb politisch auftritt, ist bei Max Müller voller sittlicher Ernst: »Ich habe jedem Menschen das Recht zugestanden, an seinen eigenen Heiland zu glauben.«

Dahlmann hat geurteilt: »in den elendesten Hütten wird in der Zuversicht (auf die Untrüglichkeit der christlichen Verheifsungen) ruhig gestorben. Wir sind schlechterdings aufser stande, das diesen Lagen der Bevölkerung zu ersetzen durch unsere Moral. — In dem einfachen Christenglauben wohnt eine Fülle der Beruhigung. — Der vielgeplagte Mensch will aus seiner Religion Bürgschaften und Verheifsungen schöpfen, die ihn unmittelbar vom Staube des Elends zum Himmel aufrichten.« Es gilt dies nicht blofs vom Volk. Abeken schreibt in seinen Jugendbriefen: »Der Gegensatz der Natur und des Menschen wird aufgehoben in der Religion durch die Liebe, durch den Glauben, indem wir die Welt und uns selbst als Geschöpf Gottes auffassen und zugleich Gott selbst im Herzen tragen. Dazu kann die Philosophie durch Denken nicht kommen, weil Gott nicht gedacht werden kann. Wem seines Herzens Bedürfnis und seine lutherische Bibel diese Ruhe nicht gibt, dem wird sie die Dogmatik auch nicht geben.« Melanchthon schreibt 1521: »die Geheimnisse der Gottheit werden wir richtiger anbeten als erforschen. — Was haben in so vielen Jahrhunderten unsere Schultheologiebeflissenen (scholastici theologistae) erreicht (in jenen höchsten Fragen von Gott, seiner Einheit, Trinität, dem Geheimnis der Schöpfung, der Art und Weise der Menschwerdung)?«

Hier ist das Christentum als die Religion vorausgesetzt.

Der Überblick über die Religionen (S. 7—113) hat gelehrt, dafs, soweit sie nicht der Vergangenheit angehören, sie alle noch in Kraft stehen bei ihren Anhängern, und dafs diese nicht durch christliche Missionen wollen geniert sein, sich denselben sogar mit den Waffen widersetzen. Noch heute blicken die Chinesen, um Kraft, Trost, Hilfe zu erlangen, auf ihre verstorbenen Voreltern. Der Jude stirbt noch immer im Gesetzesglauben, von dem aus er das Christentum ablehnt, getrost und in seinem Gefühl selig, wie Jost, der Verfasser der Geschichte des Judentums und seiner Sekten, als älterer Mann sagte, darauf anspielend, dafs Paulus der älteste literarische Zeuge des Christentums ist: »das jüdische Gesetz als eine heilige Lebensordnung ist mir verständlich, in den mystischen Glauben, welchen Paulus an seine Stelle setzen will, kann ich mich nicht finden.« Der Islam ist nicht erschüttert durch sein politisches und kulturelles Zurücktreten vor der abendländischen Christenheit; um so mehr hofft er, dafs ihm im Jenseits das bessere Los zu teil wird, auf welches Jenseits es allein ankomme.

Ob ohne den Zwang in Religionssachen, den das 5. Buch Mosis zum Gesetz machte, und der dann von der erstarkten christlichen Kirche übernommen wurde, ob ohne diesen ein freies Nebeneinanderbestehen der Religionen früher gekommen wäre als durch die Religionskriege des 17. Jahrhunderts und die politische Revolution des 18. und 19. Jahrhunderts, steht dahin. Griechen und Römer hielten auf ihre nationale Religion, es bestand keine individuelle Religionsfreiheit im eigentlichen Sinne für den Athener, Spartaner, Römer. Als herrschendes Volk verlangten die Römer mindestens den Kaiser- und Romkult von den andern Religionen.

Die Verschiedenheit der Religionen, von denen jede sich das Wahre oder Wahrste zuspricht, hat stets die Frage wachgerufen, ob es unter diesen Ansprüchen eine Entscheidung gebe ohne die der Waffen. Auf Offenbarung haben sie sich alle be-

rufen, d. h. auf unmittelbare höhere Bürgschaft, das Christentum insbesondere auf Wunder und Weissagungen. Die Wunder werden von der modernen wissenschaftlichen Theologie abgelehnt, d. h. als legendarisch betrachtet, ihre Erzählung gilt als veranlafst durch die Heilungswunder, wie sie durch Suggestion im hypnotischen oder selbst im Wachzustand (Vertrauen auf den Arzt oder Helfer) noch heute vorkommen. Es hat nämlich Gehirn und Nervensystem Einflufs auf die vegetativen und organischen Verrichtungen, welcher Einflufs unter besonderen Umständen direkt in Wirksamkeit gesetzt werden kann; die sogenannte mind-cure Nordamerikas ist ein Beispiel von Wachsuggestionen durch blofse Erregung der Zuversicht, dafs man gar nicht krank ist, was bei Nervenzuständen oft hilft. Dafs ein Armbruch oder Beinbruch so heile oder eine Operation so unnötig werde, ist wohl nie verlangt worden. Diese Art Wunder sind in allen Religionen, auch den schamanistischen, zu allen Zeiten vorgekommen, nur meist mit vielem unnötigen Hokuspokus verhüllt. Die andern Wunder werden gestrichen von dem Satze aus: die Naturgesetze, welche seit 300 Jahren entdeckt sind, haben auch rückwärts bestanden, wie die Erdgeschichte ergibt, also kam auch damals ein Wandern auf dem Meere, ein Verwandeln von Wasser in Wein nicht vor, sondern man wünschte das alles und darum traute man es auch Männern zu, welche über das Gewöhnliche erhaben schienen. Wie zäh aber das Wunder haftet in Gemütern, sieht man in Bismarcks Briefen an seine Braut: »In jeder Minute sehen wir Wunder und nichts als solche — der beobachtete, aber doch unerklärte Lauf der Dinge.« Gesetze können wir konstatieren, aber wir machen doch die Dinge nicht, das genügt Bismarck, ein Wunder darin zu sehen. 1851 schreibt er an seine Frau: »Gebet ist freilich besser als Pillen, aber vernachlässige doch nicht die Mithilfe, die Gott bietet, und scheue in diesem Fach keine Kosten.« Also Gott wirkt am besten unmittelbar, auf Bitten, der gewöhnliche Naturlauf ist nur

eine Mithilfe, die er bietet. Ein frommer Muselman aus der Schule Algazels (c. 1100) hätte das nicht anders ausdrücken können. — Also Wunder des neuen und des alten Testamentes werden gestrichen, soweit es nicht solche sind, wie wir sie auch erleben, ein überraschendes Zusammentreffen von Bedürfnis und Hilfe, leiblich und geistig, die aber mit dem gesetzlichen Naturlauf vereinbar sind; denn wenn der nicht viel Solches böte, würde das Leben auf Erden überhaupt nicht bestehen können. Es bleibt beim Christentum hier aber die Frage, wie es mit den Verheifsungen Jesu an seine Jünger über Wundertun und über die wunderbare Macht des gläubigen Gebetes steht, die er ihnen zuspricht. Danach müfsten täglich Wunder in Fülle geschehen. Diese Verheifsung hat sich nicht erfüllt. — Der Weissagungsbeweis für das Christentum ist durch die neuere Theologie ganz in Wegfall gekommen. Dafs Jesu Leben, Sterben, Auferstehen im alten Testament Jahrhunderte zuvor voraus verkündigt worden sei, darauf hat schon Paulus gefufst (*κατὰ τὰς γραφάς*), darauf haben die Apostel sich gegründet. Jesus selbst hat sein Sterben und seine Auferstehung, auch seine Messianität, nicht anders angesehen. Alles das sind Umdeutungen von Stellen, die ursprünglich ganz anders gemeint waren, aber zu welcher Umdeutung kein Recht vorlag. Auf diese Auffassung: Jesus ist vor Jahrhunderten geweissagt worden, das kann nur durch Gott geschehen sein, also ist er und seine Lehre gottbeglaubigt, auf diese Auffassung stützten sich die gebildeten (philosophisch und literarisch gebildeten) Griechen und Römer, welche vom 2. Jahrhundert an zum Christentum übertraten, als dieses anfing, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen durch das bruderliebende und sittenstrenge Leben seiner Gemeinden. Man fand die religiössittliche Auffassung in Übereinstimmung mit der pythagoreisch-platonischen und stoisch-kynischen Moral der Kaiserzeit, nur wurde Christo eine höhere Würde zugeschrieben (die des Logos selber), er verbürgte ja durch die erfüllten Weissagungen das,

was man von religiös-sittlicher Auffassung hatte, aber er verbürgte es mit äufserer, von den Lehren selbst unabhängiger Bürgschaft. Diese Bürgschaft, auf die noch Pascal Gewicht legte, gilt nicht mehr.

Dafs nicht blofs die Jünger, sondern Jesus selbst den Abschlufs des durch ihn angekündigten und angefangenen Gottesreichs durch seine wunderbare Wiederkunft zum Weltgericht bald erwarteten, noch vor völligem Ablauf der ihn umstehenden Generation, ist so gewifs, wie nur irgend eine grammatisch-historische Interpretation ist. Dafs diese Erwartung baldigen Weltendes Einflufs haben mufste auf seine Moral, liegt zu Tage. Daher die starken Forderungen, auch der Bergpredigt, die früh entweder auf einige besonders ausgewählte Christen beschränkt oder abgeschwächt wurden; jenes bei den altkatholischen und mittelalterlich-katholischen Christen, dieses im Protestantismus. Die Offenbarung Johannis ist spätestens 95—100 n. Chr. geschrieben als brennende Erwartung der damaligen Christen. Ihr kommt keine Bedeutung zu als die eines Stimmungsbildes aus der Christenheit ihrer Zeit.

Wenn so die äufsere Beglaubigung einer besonderen Offenbarung im alten und neuen Testament mufs aufgegeben werden, so bleibt die Frage nach ihrer inneren Gewifsheit. Die christliche Benutzung des alten Testamentes ist historisch unzulässig, für innere Gewifsheit mufs das Christentum ganz auf sich selbst stehen, etwa Harnackisch als Gotteskindschaft mit Zuversicht ewigen Lebens bei Gott. Aber diese innere Gewifsheit findet sich bei den Anhängern aller anderen Religionen gleichfalls, welche auf Wunder und äufsere Beglaubigung nach der Wissenschaft ebenso zu verzichten haben wie das Christentum. Sympathie wird in Europa viel gehegt mit dem Brahmanismus und dem Buddhismus. Das Grundgefühl der Vedantisten ist die Einheit alles Seins. Dieses hat bei uns philosophische Vertreter. Nach Deussen (Kiel) ist der erste Schritt der Philosophie der Gedanke

der Einheit des Seienden, und etwas der Aufhebung des Daseins bei den Indern Ähnliches wird nach Deussen gerade tiefere Auffassung erstreben; er glaubt Schopenhauer und das Christentum mit dem vedantistischen Gottesgedanken verbinden zu können. Auch Max Müller, der früh das indische Gefühl völliger Identität mit allen Fremdlingen in sich erlebte, beruft sich wie der Inder auf die Intuition dabei: »Wahre Inspiration ist heute wie zu aller Zeit der innere Geist der Wahrheit, und der ist nur ein anderer Name für den Geist Gottes.« »Offenbarung kann nie objektiv, sondern nur subjektiv sein.« In Ramakrishnas (siehe oben S. 74 ff.) Ruhen von aller Angst und Mühseligkeit haben wir denselben Grundzug wie bei Epicur und den griechischen Skeptikern. Gemütsruhe und keine Anstrengung (Epicur) ist Höchstes. Was nur zu Zeiten dem Leben wohltätig ist, soll an die Stelle des Lebens treten. Aus dem Sinn für Einfachheit des Lebens, den auch die Cyniker hatten, machen die Inder Verlassen, innerliches, von Besitz, Ehre, und Versenken in Gott als einen süfsen Halbtraum. Gott ist den Indern das unbestimmte, verschwimmende Bewufstsein und doch voller Zaubergedanken, an denen auch die Seele teil hat. Nach Ramakrishna verkörpert sich die Seele in einen Leib, an den sie gerade vor ihrem letzten Abschied aus der Welt dachte. Ramakrishna konnte sich in die muhammedanische und in die christliche Religion versetzen, er fand sie alle gleich, d. h. zum selben Ziel führend. Er hält sich an die Mystik derselben, die ja auch James (the varieties of religious experience) im wesentlichen gleich findet, und aus der Eucken seine »universale Religion« gemacht hat. — Neben dem Vedantismus stellte sich der Buddhismus, die Selbstpeinigung und die vedantistische Spekulation über Gott ablehnend, und hält sich blofs an das Gefühl vom Leid des Daseins und an die Fähigkeit, sich durch eheloses Bettlerleben innerlich vom Haften am Sein loszulösen. Hier ist dasselbe Grundgefühl, nur ohne die religiöse Wendung, ohne die Gottesphantasie, wie ja die Gemütsruhe auch

bei Epicur und den Skeptikern keine religiöse Zuspitzung hatte. »Vernichte dich« heifst: denke möglichst an nichts, so bist du aller Unruhe entnommen, und mit dem Nicht-haften am Sein fällt dieses von dir so ab, dafs du nicht wieder in dasselbe zurückkehrst. Wir haben hier den vollen Positivismus des Gefühls, auch ein Beispiel zu Harnacks »absoluten Werturteilen«, die immer nur die Empfindung schafft und der Wille und die eine subjektive Tat sind. Subjektiv sind sie allerdings insofern, dafs sie keine Bürgschaft dafür bieten, mehr zu sein als blofse Phantasie, Wunsch, Sehnsucht. Aber ein Erzeugnis von Gefühl und Wille als subjektive Tat ist der Buddhismus nicht, sondern er ist historisch bedingt und nur die höchste Zuspitzung der Angst und Furcht, welche der Inder dem Leben gegenüber fühlte (siehe oben S. 39). Dieses Gefühl hatten die vedischen Inder dem Leben gegenüber nicht; sie erwarben diese Nervosität im Gangestal, im tropischen Klima, es machte sie vielleicht auch die siegreiche Eroberung exaltiert im Geniefsen und dann wieder abgespannt. Wo die Phantasie auch in der Abspannung, in der geistigen Müdigkeit noch blieb, da wurde sie Traum in Gott; wo blofs das Gefühl der Müdigkeit war, Traum von Nirvana. Wo bei Völkern, welche den Buddhismus mit seiner milden und barmherzigen Sittenlehre annahmen, doch noch rege Phantasie war, da wurde aus Nirvana wieder das Paradies. Brahmanismus und Buddhismus sind als Gefühl unwiderlegt, wer sie so hat, hat sie, aber eben als so verschiedene Gefühle unter sich und von andern Gefühlsweisen rufen sie das Denken auf, und da sind sie verloren; denn sie tragen logische Widersprüche in sich. Der Buddhismus nicht unmittelbar, aber seine »Auslöschung« hat keine Garantie, wahr zu sein, unser Geist vermag nicht die Körperwelt zu vernichten, im Gegenteil ist er auf das mannigfachste durch dieselbe bedingt. Dafs man buddhistisch oder nichtbuddhistisch denkt, dafs man Nirvana oder Paradies denkt, hängt von Nervenstimmungen ab, und diese sind leiblich herbei-

geführte Zustände. Dafs die lainisten, die gleichzeitigen Rivalen des Buddhismus, die Büfsungen beibehielten, ist wieder nicht Wille, absolutes Werturteil, das sie auch anders hätten fällen können, sondern was Buddha störte in seiner inneren Ruhe, Büfsungen, das förderte die lainisten nach dem gleichen Ziel hin. Es ist das gerade so individuell, wie die Möncherei Luther keine Gemütsruhe gab, die bald darauf Ignatius und seine Genossen fromm (katholisch) belebte. — Der Brahmanismus leidet an unmittelbaren Widersprüchen: der Eine Atman ist Geist und zugleich viele Körper, Ein Geist und zugleich viele Seelen, aber, sagt die Vedanta, Körper und Vielheit der Seelen ist blofs Avidya, Nichtwissen, welches durch Erkenntnis verschwindet. Indessen, dieses Nichtwissen mufs doch in einem Atman sein, dann denkt er sich zugleich als Ein Geist und als viele Körper und viele Seelen und denkt, d. h. soll die letzten im Denken wieder aufheben. »Sein, Denken, Wonne« sind da gesetzt und aufgehoben in Einem Atem. Diese Widersprüche hat schon die Samkhyaphilosophie der Inder, aus welcher vielleicht der Buddhismus herausgewachsen ist, der Vedanta vorgerückt, aber der geborene Vedantist empfindet dieselben nicht, er ist nach ihm selbst »traumhaftes Bewufstsein«, und wieviel Widersprüche tauchen nicht im Traum in uns auf und umgaukeln uns lieblich.

James (the varieties of religious experience) hat mystische Zustände und Glaubenszustände einander gleichgestellt, sie stammen nach ihm aus dem unterbewufsten Ich (aus dem ja auch die Inspirationen des Dichters, des Künstlers stammen) und dies unterbewufste Ich hängt im Gebet mit einer höheren Macht zusammen, aus der infolge des Gebetes Energie zur Verwirklichung unserer Ideale dem bewufsten Ich zuströmt. Er beruft sich dafür auf die persönliche Erfahrung, sieht die Macht über das unterbewufste Ich hinaus als einen Überglauben (individuellen Glauben) an, der aber als Hypothese berechtigt sei. Konsequent kehrt er mit seiner Hypothese zum Polytheismus zurück. Frei-

lich, vedantistische, buddhistische, muhammedanische, christliche, und da wieder katholische, protestantische, dann jüdische Mystik von einer und derselben göttlichen Macht herzuleiten ginge nur an, wenn alle Mystik zu einem indischen Traumzustand gemacht wird, womit aber angezeigt wäre, sie sei samt und sonders aus dem unterbewufsten Ich abzuleiten, wohin sie auch gewifs gehört. Dies unterbewufste Ich war ja auch die (angeblich göttliche) Macht, welche den Phallusdienst so oft hervorrief, welche Menschenopfer für Gott forderte, wie z. B. in Karthago, in Mexiko. Das unterbewufste Ich ist so recht das Herz, aus dem arge Gedanken kommen, nicht blofs eine Quelle edler Inspiration, zu der es James mit etwas Vorliebe macht. James, selbst ein Mediziner von Haus aus, hafst die medizinische Auffassung der Religion, aber Krafft-Ebing hat wohl recht, wenn er den religiösen Wahn einteilt in 1. Depression (Angst, Zweifel, Teufelserscheinungen), 2. Exaltation (Halluzination, Weltfeindschaft, Theomanie usw.) und beide als Degeneration schildert, als Leute von schwachem Geist, unfähig, sich das moralische Element der Religion zu eigen zu machen: »die Aktivreligiösen fühlen und handeln, dagegen der Mystiker will immer nur ein innerliches Leben führen.« Jenes war auch die Art der prähistorischen Religion, sie belebte die Hoffnung und die praktische Betätigung. James glaubt die primitive Religion wieder zu beleben, die alle Naturdinge persönlich fafste, er will Natur nur als Symbol fassen und in sich soll sie Geist sein. Das ist aber nicht zutreffend. Der primitive Mensch personifizierte die Naturkräfte, d. h. dachte sie menschenähnlich, aber darum auch leiblich beeinflufsbar, wie Indra durch den Somatrank erst seine Berserkerenergie erhält, die Götter ohne Opfer matt werden u. s. f. Der niedere Geist, als welchen man unorganische Elemente, Pflanzen und Tiere ansetzen müfste, würde religiös nichts bedeuten, zu ihm kann man auch nach James nicht beten, um übersinnliche Energie zur Verwirklichung unserer Ideale von da zu erhalten.

Wissenschaftlich kann man nicht Buddhist, nicht Vedantist bleiben, man kann es nur gefühlsmäfsig, indem man das Gefühl für alles hält und sich des Denkens erwehrt. Wie ist es mit dem Christentum? Nach den Ergebnissen der modernwissenschaftlichen Theologie kann es nicht für eine in besonderer Weise beglaubigte Offenbarung gehalten werden, sondern mufs gefafst werden wie alle anderen Religionen auch. Wer es festhalten will, mufs sich auf Gefühlsgewifsheit stützen, dafs nämlich die synoptischen Worte Christi oder die Auffassung Pauli oder das Evangelium Johannes ihn so ansprechen, dafs er dadurch auf Leben und Tod daran gefesselt wird. Dieses Gefühl: mir ist das ein Weg des Lebens, kann individuell so stark sein, dafs es dem Betreffenden gleichgültig ist, dafs all die Schwierigkeiten bestehen mit der Wunderfrage, den alttestamentlichen Weissagungen, dem baldigen Wiederkommen zum Weltgericht, nebst all dem Alttestamentlichen, das man dann noch herübernehmen mufs, und dafs er sich auf Pascal einschwört: irre ich mich im Christentum, so habe ich wenigstens ein ehrbares Leben geführt, treffe ich aber mit ihm das Rechte, um so besser. Das ist dann allerdings ein »absolutes Werturteil«, von Gefühl und Wille gesprochen, aber individuell, d. h. von der psychisch-physischen Art des Betreffenden abhängend, und 1000 andere, ganz davon abweichende (schamanistische, jüdische, muhammedanische usw.) Werturteile können mit derselben Entschiedenheit gesprochen werden. Es ist dieser Standpunkt gar nicht so verschieden von dem der Konkordienformel, welche die Einsicht in Trinität, Menschwerdung usw. auf das Jenseits verschob und sich für dieses Leben auf die »Tröstungen« des protestantischen Christentums in Leben und Sterben zurückzog. Man hat mit Recht gesagt, dafs mit blofser Gefühlsgewifsheit auch die Sozialdemokratie eine Religion sei. »Die Sozialdemokratie ist für viele eine wahrhaftige Religion und hat seit Jahrzehnten junge Männer vor der Vergröberung der Gesinnung und des Lebenswandels geschützt,

indem sie ihnen eine schöne Welt zeigte, deren Vorbereitung uns über die Jämmerlichkeiten unserer heutigen Zustände hinweghelfen könne« (Bode, Weimar, selbst kein Sozialist).

Wissenschaftliche Religion.

Aufser der Religion auf Grund des Gefühls gibt es seit langem noch eine andere oder andere Versuche einer Religion. Nach Gervinus ist »der Kern des religiösen Sinnes das Gefühl, dafs eine grofse gesetzliche Ordnung das geistig sittliche Reich (Menschheit und Geschichte) zusammenbinde wie die Natur«. Nach den Theophilanthropen galt es, »den erhabenen Geometer, welcher der grofsen Fabrik des Universums vorsteht, gemeinschaftlich in geläuterter Weise zu verehren. Betet Gott an, liebet eure Nächsten, macht euch nützlich.« Lyell, der Geologe, sprach sich 1869 entschieden für eine Lenkung in der Richtung der organischen Natur durch eine höhere Macht aus. Darwin auf seiner Reise erfüllte ein tief inneres Gefühl, es müsse einen Gott geben, der diese schöne Welt geschaffen habe. 1876 erklärte er, dieses Gefühl sei ihm verloren, das auch bei weitem nicht in allen Völkern erwache. Beim »Ursprung der Arten« (1859) war er noch der Überzeugung, dafs diese Welt mit ihren Bewohnern nicht das Werk eines blinden Zufalls sein könne; indem er eine letzte Ursache des Alls mit einem Geist, ähnlich dem des Menschen, annahm, nannte er sich einen Theisten.

Die wissenschaftliche Religion hat man von Sokrates an durch Plato, Aristoteles, das Mittelalter hindurch auf die Zweckmäfsigkeit gegründet, die man in der Natur, besonders der organischen, wahrzunehmen glaubte, noch Lotze hat geurteilt, der Eindruck der Zweckmäfsigkeit von seiten der organischen Natur sei stets ein überwältigender gewesen. Es entsteht die Frage, wie es mit der Teleologie in der Natur nach dem Stand heutiger

Wissenschaft beschaffen ist. Dafs es Tatsachen gibt, welche dafür sprechen, ist nicht zu leugnen. Katalysatoren sind beschleunigend wirkende (chemische) Substanzen, im Organismus meist eigene Fermente, welche für ganz bestimmte Stoffe spezifisch eingestellt sind. — Auf den Molukken und Philippinen gibt es hühnerartige Vögel, die mit langen Zehen grofse Haufen von Pflanzenstoffen zusammenscharren, um nachher ihre Eier hineinzulegen und die Fäulniswärme als Brutwärme zu benutzen; das Junge kommt gleich mit dem fertigen Federkleid aus dem Ei und ist vom ersten Tage an flugfähig. — Die Zahl der lebenden Insektenarten beträgt etwa $^1/_2$ Million; viele Arten haben eine ungeheure Individuenzahl. Die Eier werden immer da abgelegt, wo die Larve die ihr zusagende Nahrung findet. Die Nahrung und der Aufenthaltsort des ausgebildeten Tieres ist vielfach ganz verschieden von den Bedürfnissen der Larve. — In Hungerversuchen schreiten auch bei der einzelnen Zelle die Inanitionserscheinungen von den unwichtigen Teilen zu den wichtigeren fort, die unentbehrlichsten halten am längsten stand. — Bei untersuchten Säugetieren weicht die Schleimhaut z. B. einer verschluckten Nadelspitze aus (es bildet sich eine Delle) und berührt sie nur, wo keine Gefahr ist (in der Regel). Ist eine Läsion der Schleimhaut erfolgt, so wird die Blutung beschränkt. — Es gibt Einrichtungen, die eine zu starke Wärmeausstrahlung der Pflanzen bei niedriger Temperatur verhindern, aber es bestehen auch Anpassungen, die der Ausnutzung der vom Erdboden ausgesandten Wärmestrahlen dienen. — Die sogenannten glänzenden Flecke der Fische oder die sogenannten hellen Punkte sind Organe, welche die Funktion haben, während des Lebens des Tieres Licht auszusenden (bei Tiefseefischen besonders ausgebildet). — Dafs Teile eines gegliederten Wurmes sich ablösen, um zur besseren Verbreitung der Geschlechtsprodukte eine leichter bewegliche Lebensweise anzunehmen, kommt auch sonst (aufser beim Palolo) vor. — In dem Mundsaft des Blutegels ist ein

Stoff gefunden, der die Eigenschaft besitzt, die Gerinnung des Blutes zu hemmen. Auch die Zecken haben die Fähigkeit, und wahrscheinlich kommt sie allen blutsaugenden Tieren zu. — Den eosinophilen Zellen, den fe- (Eisen-) haltigen Leukocyten oder Phagocyten kommt eine hohe Bedeutung zu bei dem Kampf des Organismus gegen die ihn bedrohenden Schädlichkeiten.

Es gibt aber auch Tatsachen, die wieder an der Teleologie stutzig machen: bei Fischen ist Trübung der Kristalllinse (Starblindheit) aufserordentlich häufig und fast immer durch Distome (tierische Parasiten) bedingt. — Nach Treub ist bei Balanophora elongata eine Befruchtung ausgeschlossen. Trotzdem gibt es männliche Pflanzen dieser Spezies. Die weiblichen bilden apogam einen Embryo. — Bei niederen, das Wasser bewohnenden Tieren (z. B. den Fischen, Muscheln, Medusen) werden beiderlei reife Geschlechtsprodukte einfach in das Wasser entleert, und hier bleibt ihr Zusammentreffen dem Zufall überlassen. — Wie für das Leben, so ist auch für Feinde des Lebens reichlichst gesorgt: die Nematoden (Fadenwürmer) bringen Radenkrankheit des Weizens, Stockkrankheit des Roggens, Rübenmüdigkeit, Wurmfäule der Kartoffeln hervor und können so die Landwirtschaft schwer schädigen. — In den leeren Samen- und Keimpflanzen der Mistel ist ein für den Birnbaum giftiger Stoff anwesend. — Die Heuschrecke ist eine besonders alte Insektenordnung (mit viel Mimikry als Blatt, Dornzweig usw.). — Mycosporum, ein parasitischer Pilz, verursacht Baumkrankheiten. — Der Hausschwamm gehört zu den das Bauholz zerstörenden Pilzen. — Ein Spaltpilz ist Erzeuger der Kartoffelfäule. — Die Brut der Vögel ist der Zerstörung sehr ausgesetzt. — Dem Leberegel fielen in England im Jahr 1830 anderthalb Millionen Schafe zum Opfer. — Die Malariaparasiten vermehren sich sehr, es sind Blutkörperchenamöben, machen ihre Entwicklung in Mücken durch und werden von da auf den Menschen übertragen. — Jeder Holzparasit hat seine eigene, ganz bestimmte

und charakteristische Zerstörungsweise. — Man kennt 153 auf Insekten schmarotzende Pilze, namentlich in Wasserkäfern vorkommend. — Es sind gegenwärtig etwa 110 wirtswechselnde Rostpilze bekannt, von ihnen sind am bekanntesten die des Getreides. — Es gibt Pilzkrankheiten der Kiefern, der Zwiebeln, der weiblichen Heuschrecken. — Es kommen Hefepilze in lebenden Geweben warmblütiger Tiere vor, namentlich auch in bösartigen Geschwülsten beim Menschen. — Die Reblaus tritt während ihrer komplizierten Metamorphosen in zahlreichen Formen auf. — Die Vermehrung der Tiere läſst oft eine Nützlichkeit für andere Tiere erkennen, oft aber auch Störung oder Schädlichkeit. Die Zahl der vom Menschen erbeuteten Heringe wird (jährlich) auf 10 000 Millionen geschätzt, etwa 1—2 % der Gesamtmasse. Weit mehr noch als der Mensch vertilgen die Kabeljaus, Haifische, Wale, Robben und Seevögel. — Eine weibliche Kopflaus kann sich in 6 Wochen auf 4000 Stück vermehren. Von einer Blattlaus können in wenigen Wochen mehrere Millionen Nachkommen vorhanden sein. Von Zeit zu Zeit entstehen neben andern auch geflügelte Individuen, welche auswandern und entfernt von der bisherigen eine neue Kolonie gründen, indem sie sich parthenogenetisch vermehren.

Auch beim Menschen ist die Zweckmäſsigkeit nicht anders wie in der übrigen organischen Natur. »Welcher Erwachsene ist, wissenschaftlich genommen, vollkommen gesund?« »Die Natur ist (gerade auch beim Menschen) bei der Wiederherstellung von Fehlern zum Übermaſs geneigt.« »Uns scheint es, daſs wir leben und gesund erhalten werden von Sauerstoff und Nahrung; in Wirklichkeit aber bestehen wir fort trotz der natürlichen Tendenzen derselben, das Protoplasma durch Wärme untüchtig zu machen, aber nicht anders als unter ihrer Mitwirkung.« — Der sechswöchentliche Feldzug in Böhmen und Mähren 1866 hat 4450 in der Schlacht gefallene oder ihren Wunden erlegene Tote gekostet, während die Opfer, die die Cholera dort hinraffte, sich

auf 6427 bezifferten. — Wir sind immer von Staphylo- und Streptokokken bewohnt, aber der Influenzabazillus mufs zuerst als Vorfrucht erscheinen, damit sie üppig wuchern und tödliche Eiterungen hervorrufen. — Mehr als die Hälfte aller Menschen stirbt an Krankheiten, die durch Bakterien erregt werden. — Jede Aktion der Bauchpresse steigert den Blutdruck oft bis zu bedrohlicher Höhe, so dafs hier Herzkrankheiten und arteriosklerotische verhängnisvolle Effekte entstehen können. — Mehr als die Hälfte der deutschen männlichen Jugend wird für untauglich zum Heeresdienst erklärt. Allein die Menge der im deutschen Reich lebenden Schwindsüchtigen wird auf 800 000 berechnet.

Über die organische Natur ist die unorganische Herr. »Einzig und allein der langsam zerstörende Einflufs des konstanten Windes auf die Blätter bringt die Hemmung und vollständige Unterdrückung des Baumwuchses (auf den ostfriesischen Inseln). Im Schutze der Häuser z. B. gedeihen auch auf den Nordseeinseln die Bäume. Nur die aufrecht wachsenden Pflanzen behaupten sich, deren Blätter Schutzvorrichtungen haben, z. B. durch Einrollen. Die Entstehung der kontinentalen Steppen geht auf die austrocknende Wirkung des Windes zurück. — Es ist eine oft beobachtete Erscheinung, dafs Fische in Teichen während eines Gewitters unter Zeichen der Erstickung sterben. — Ein stetiger Frost ist dem Pflanzenwachstum günstiger als ein Winter mit abwechselndem Frost und Tauwetter. Dasselbe gilt für die schädlichen Insekten, wechselnde Temperatur bestehen sie nicht gut. — Auch in den Hagelkörnern finden sich Bakterien. — 1692 war ein Erdbeben auf Jamaika, wobei das Meer die blühende Stadt Portroyal verschlang; in einigen Minuten flutete das Wasser, wo eben noch volkreiche Strafsen sich ausgedehnt hatten. — Der Vulkan auf Martinique, neuerdings so furchtbar, war seit 1851 nicht tätig. — In Japan wurden 1891 durch ein Erdbeben nicht weniger als 25 000 Menschen getötet oder verwundet und 120—130 000 Gebäude vernichtet, 245 km Eisen-

bahnen, 520 km Deiche zerstört. — Der Mensch mufs sich nach der unorganischen Natur richten: der Löfs Nordchinas läfst sich gröfstenteils nicht bewässern; er erwartet die notwendige Bewässerung durch den Regen, man baut Gerste und Weizen mit Pflug und Rind. Südchina hat die grofsartigsten Bewässerungsanlagen der Erde, baut Reis mit Hacke. — Die seit uralter Zeit bestehende Abneigung der Chinesen gegen Milchgenufs zeigt, wie auch hierin natürliche Anlagen sonderbar vorkommen. — Wie sehr auch in demjenigen, dem man eine providentielle Bestimmung zuzuschreiben geneigt sein möchte, die blofsen Gesetze unorganischer Natur walten, lehrt folgende Tatsache: in Ostasien, Südafrika, Neuseeland, ja unter dem Eise Grönlands ist die Anwesenheit von grofsen Kohlenlagern bereits sicher erwiesen. Und so kommen hier manche nützliche Erscheinungen der organischen Natur unzweifelhaft durch Vorgänge, die nach anderer Seite schädlich sind, zu stande: Eschen und Ölbäume mit Manna (Honigausschwitzungen) sind krank. Wahrscheinlich durch Stiche von Zikaden wird die Krankheit hervorgerufen, da sie einen Spaltpilz übertragen, der im Cambium zu leben vermag und durch Zersetzung des Bastes die reichliche Aussonderung des zuckerhaltigen Exsudats hervorruft.

Auch nach dem Stande der jetzigen Wissenschaft würde sich aus teleologischen Betrachtungen nicht Ein Gott ergeben, sondern viele und sich in ihren Zielen einander durchkreuzende Götter, und schliefslich würde man von der organischen Natur, den Menschen mit eingeschlossen, auf die unorganische zurückgeworfen werden mit der Frage. Die alten Religionen und die Naturvölker werden noch einmal zu Ehren kommen als des Denkens fähig, dafs sie von dem Eindruck der umgebenden Welt auf mehrere und auf gute und böse Götter geschlossen haben. Plato und Aristoteles haben das nicht getan, dafür aber dem Besten oder der reinen Güte Gottes Schranken in der unabhängig von ihm vorhandenen Materie gegeben. Diese Auf-

fassung der Materie als eines in sich Unbestimmten, der Bestimmtheit Widerstrebenden ist aber nach der neueren Wissenschaft nicht haltbar. Die Materie gerade ist durch und durch bestimmt, Träger der Gröſsenbegriffe. — Judentum und Christentum haben den Menschen durch sich selbst, d. h. durch Adams Fall das in die Welt bringen lassen, was mit dem Vollkommenheitswunsch nicht stimmt, aber ein solcher Anfang der Menschheit existierte nach der Prähistorie nicht, abgesehen von den sonstigen Schwierigkeiten dieser Annahme. Der Inder schreibt dem Menschen selbstschöpferische Macht zu, während gerade die moderne Psychologie täglich mehr die Bedingtheit des menschlich Geistigen aufweist. Der indische Gedanke ist von gleicher Art, wie ihre Zaubergewalt über die Götter und überhaupt die Zaubergewalt der Heiligen und Büſser. Es sind das Wachhalluzinationen erschöpfter Nervensysteme, gerade wie bei uns die Sterbenden himmlischen oder höllischen Visionen oder Vorstellungsbildern zugänglich sind.

Die Werturteile der modernen wissenschaftlichen Theologie sind eine Abwandlung der einstigen Teleologie in der Weise, wie sie z. B. Plato faſste: die Kugel ist die vollkommenste Form, also hat die Welt Kugelgestalt. Er gründete solche Auffassung auf den Satz, daſs nur der Geist nach Zweckbegriffen wahrhafte Ursache sei, und berief sich dafür darauf, daſs unser Geist z. B. unseren Arm bewege, weil ihm das jetzt so gut erscheine. Da jener Satz längst nicht mehr festgehalten werden kann (ohne motorischen Nerv hilft jener geistige Wille nichts), so wird auf Werturteile nicht mehr Wissen, sondern Glauben gegründet, religiöser Glaube. Nach Kaftan sind die Glaubenssätze auf Werturteile gegründete Seinsurteile. Nach Reischle »sind die Glaubenssätze selbst Werturteile. Wertempfindungen sind das die Gewiſsheit und Erkennbarkeit der Wirklichkeit, die Realität der Glaubensobjekte Begründende, die Überzeugung wirklicher Erkenntnis Schaffende.« Nach Ritschl ist das Evangelium wahr,

weil es wert ist wahr zu sein. Das Gefühl der Sünde und das Seligkeitsverlangen sind da. Diesen entspricht ein zürnender oder ein gnädiger Gott. Hierher gehört auch Lipsius' Erklärung der Religion als der Erhebung über die empirische Abhängigkeit in der Welt zu intelligibler Freiheit in der transcendentalen Abhängigkeit von Gott, sowie der moderne Beweis für die Wahrheit des Christentums, dafs die Person Christi einen überwältigenden Eindruck mache.

Es ist schon oben herausgestellt, dafs die Werturteile als auf Gefühl gegründet, wie dieses, physiologisch bedingt sind und aus sich keine Entscheidung über Existenz des auf Grund des Gefühls Vorgestellten und Gewünschten geben: der Atman ist darum nicht die einzige Wirklichkeit, weil der Vedantist ihn fühlt, und wäre er wirklich, so würden die christliche, jüdische, muhammedanische Werturteile und Religionen notwendig unwirklich sein. Das buddhistische Grundgefühl vom Elend alles Daseins ist darum kein notwendiges und also für alle verbindliches Gefühl, und die empfundene Loslösung vom Haften am Sein ist keine Gewähr für Vernichtung des Ich. Im Gegenteil würde nach der modernen Wissenschaft mit der Erhaltung des Stoffes auch die vom Buddhismus daran geknüpfte seelische Empfindung immer neu entstehen und also die Leidenswelt verewigt sein.

James hat eine andere Wertlehre (the varieties of religious experience). Diese gründet sich auf den Satz: die Früchte entscheiden. Er wendet denselben gegen die naturwissenschaftliche und medizinische Wegerklärung der religiösen Erscheinungen als minderwertiger: primitive Religion ist Personifikation der Naturkräfte, also weg damit; Mystik (bei James zugleich Glaubens- und Gebetsstand umfassend) sind in ihren hervorragendsten Vertretern mit nervenpathologischen Erscheinungen verbunden gewesen, also weg damit. Er dagegen argumentiert: nicht wie etwas zu stande kommt, entscheidet über seinen Wert, sondern seine

Früchte fürs Leben. Und die scheinen ihm bei der Religion grofs und überragend in »Heiligkeit« trotz etwaiger Wunderlichkeit und in »Aufopferung und Liebe«. Er ist eventuell bereit, das nervöse Temperament als den eigentlichen Zugang zu Gott zu betrachten. In den Aufsätzen »Wille zum Glauben« hat James vertreten, dafs bei Mangel von Beweisen in den letzten Fragen des Lebens der Mensch berechtigt sei, solches zu glauben, was allein seinem Denken die Welt für seine Seele bewohnbar machen kann. »Wir müssen für den Glauben den Freiheits- (indeterminist) Gesichtspunkt menschlicher Handlung wählen als die einzig wertvolle Alternative.« In seinem letzten Buch (the varieties usw.) hat James die Freiheit nicht behandelt; es würde auch schwer sein, die Nervenzustände seiner Heiligen auf indeterministische Freiheit zurückzuführen oder seine Anästhetica-Offenbarungen (Weltanschauung im Haschisch und ähnlichen Mitteln) freiheitlich zu deuten. Konsequent kommt James von der Mannigfaltigkeit der religiösen Erfahrung auf Polytheismus als die einzige verifizierbare Hypothese; näher hat er sich darüber nicht ausgelassen, aber allerdings müfste jede der wissenschaftlich nicht aufeinander zurückführbaren religiösen Erfahrungsarten auf einen eigenen Gott führen. Es zeigt sich hierin, dafs »Werte« gerade wie einst die Zwecke mannigfach und miteinander streitend sind.

James vertritt den Pragmatismus, d. h. dafs Erkenntnis nur um des Handelns willen sei. Auch der Katholizismus in Nordamerika hat diesen Standpunkt. So erklärte ein katholischer Bischof dort: »Wenn uns die herrliche Gabe des Denkens verliehen ist, ist es doch unsere hauptsächliche Pflicht zu handeln — und bei diesem Zweck müssen wir uns immer, ja immer auf den Glauben, die Hoffnung und die Liebe stützen und die Lehre befolgen, die sie uns vorzeigen; ohne dies werden wir aus den Regionen der reinen Forschung heraus in das tote Reich leerer Formeln gerissen.« Man darf wohl erstaunt sein über solche

Behauptung, wenn man weifs, wie ein so naturalistisch-positivistischer Schriftsteller wie Nordau (Entartung) ausdrücklich erklärt: »Die Wissenschaft erleichtert (durch ihre Anwendung) das Erdendasein des Menschen.« Man weifs aber gleich, woran man auch bei dem wissenschaftlichen und liberalen Katholizismus Nordamerikas ist, wenn man von demselben Bischof weiter hört, der Streit über den dogmatischen Lehrinhalt der (heiligen) Bücher könne ohne eine unfehlbare Autorität niemals befriedigend gelöst werden. Bei ihm ist diese Autorität natürlich der Papst in Rom. Er weifs noch nicht, dafs mittelalterliche Gewifsheit auf Autorität sich gründet, moderne, schon in der Renaissance, auf Kritik. Kann diese keine Entscheidung finden, so müssen die heiligen Bücher den individuellen Meinungen überlassen bleiben und Gewifsheit anderswo gesucht werden.

James hat in den varieties usw. mit Vorliebe die guten Seiten der Religion hervorgehoben; dafs die mexikanischen Menschenopfer auch Religion waren und sogar mit hohen Idealen auch für sie selbst verklärt, darf man aber nicht vergessen, auch nicht, dafs der Zwang in Religion aus der Schule Jesaias (im Deuteronomium) kam und mehr als ein Jahrtausend von da die Christenheit beherrschte, von vielem andern noch abgesehen. Noch heute ist das Bringen schiitischer Leichen nach Kerbela und das Werfen von Leichen in den Ganges, beides Religionshandlungen, eine Hauptursache der Pest. Die antiseptische Wundbehandlung, die gröfste und wohltätigste Reform, welche die praktischen Zweige der ärztlichen Kunst jemals erlebt haben, kam durch die Wissenschaft (Lister). Die Erkenntnis des Kindbettfiebers als Wundinfektionskrankheit wird dem grofsen Geburtshelfer Semmelweis verdankt. Dafs dem Hebammenstand noch die gebildete Frau fehlt, wird in den Kreisen der Frauenärzte schmerzlich empfunden. Pasteur hat die Vaccine der Hühnercholera, des Milzbrandes, des Rotzes in die Praxis eingeführt. Man nehme nur vor, wie im 16. Jahrhundert noch die

Ansichten über die Krankheit waren: 1. sie stamme von Gott, Heilung komme durch Gebet; 2. sie ist vom Teufel, zur Heilung dient Zauberei; 3. sie stammt von den Sternen, Heilung bringt Beobachtung der Konjunkturen der Gestirne, der kritischen Tage; 4. sie schreibt sich her von den menschlichen Säften (Hippokrates), Heilung gibt Aderlafs, Purgieren, Vomieren; 5. Krankheit ist negativ, Arzneimittel sind positiv (Araber), Heilung sind Mixturen, Aquavit; 6. Paracelsus sah in der Krankheit eine Art Schmarotzerpflanze, Heilung sucht er durch Arcanum, Alchimie. — Die Wunden der Feuerwaffen sah man zuerst als Vergiftungen an, behandelte sie mit rotglühenden Eisen und siedendem Öl, d. h. brannte sie aus. Paré (1545), ursprünglich Barbier, der nie Latein kannte, predigte (préconisa) die Praxis des Verbindens, um die Zerreifsung der Blutgefäfse (Hämorrhagie) anzuhalten. — Im Mittelalter glaubte man sogar der Autorität des Galen mehr als den eigenen Augen.

Jetzige Grundlagen von Wissenschaft.

Die Grundlage der modernen exakten, d. h. zahlmäfsig bestimmten Wissenschaft sind die Sinne. Sinne in Naturwissenschaft meint die durch instrumentale Hilfsmittel geschärften Sinne. Sobald unsere Urteile, unsere Überzeugungen den Boden der Wirklichkeit, d. h. die durch Empfindungen vermittelten Vorstellungen verlassen und sich aus abgeleiteten abstrakten Vorstellungen aufbauen, ist der Mafsstab, an dem die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Gedankenkreise bemessen werden kann, ein viel unsicherer und schwankender. Die geistige grundlegende Gemeinschaft der Menschen besteht in der Erkenntnis, dafs unsere Urteile über Raum und Zeit, Materie und Kraft (in Mathematik und Physik) allseitig zusammenstimmen, trotz der Verschiedenartigkeit unserer Sinnesempfindungen, unserer Gefühle,

unserer Ausdrücke in Worten und unserer religiösen Ideen. Mathematik und Logik für sich allein tun es nicht, sie sind eine Methode der Erkenntnis, aber nicht die Erkenntnis selbst. Alles das gilt nicht blofs von der unorganischen, sondern auch von der organischen Natur. Das physiologische Experiment, d. h. Beobachtungen der Lebensvorgänge unter bestimmten Bedingungen, wiegt schwerer als alle aus theoretischen Vorstellungen gewonnenen Meinungen. Gerade hier schafft die Experimentalmethode die Grundlagen (die Beobachtung) selbständig. Man kann aber nur im Zusammenhang wissen: »Um das Leben zu begreifen, müssen wir den Kohlenstoff verstehen, aber wir können nicht vollständiger den Kohlenstoff begreifen ohne ein Verstehen der anderen Elemente, als wir die Erde erklären können ohne eine Kenntnis der anderen Planeten oder den Menschen ohne eine Erkenntnis vom Fisch.« Hypothesen sind zulässig unter Bedingungen, wie sie Mach 1870 formuliert hat: »Ich kann mir eine wissenschaftliche Darstellung der Grundsätze der Mechanik nur so denken, dafs man diese Sätze als Hypothesen ansieht, zu welchen die Erfahrung hindrängt, und dafs man nachträglich zeigt, wie so die Ablehnung dieser Hypothese zu Widersprüchen mit den bestimmt konstatierten Tatsachen führen würde. Das gilt nun auch von dem Trägheitsgesetz.« Dies ist heute der Sinn der Deduktion in der Wissenschaft, Folgerungen ziehen, welche durch Experimente bestätigt werden können. Eine wissenschaftliche Hypothese gibt eine neue Richtung an, welche zur Beobachtung und zum Experiment auffordert.

Das ist der Ansatz methodischer Wissenschaft, daneben gibt es ein nichtmethodisches Denken in (schöner) Literatur, Poesie, Kunst. Dies kann sachlich richtige Gedanken ausdrücken in edler, dichterischer Sprache, in Bild usw., aber für diese sachliche Wahrheit wird eventuell stets auch der methodische Beweis erbringbar sein.

Der Religion gibt man heute gern eine aparte Stellung neben

Wissenschaft. Nach Reischle beruhen die anderen Wissenschaften auf einer Nötigung der (äufseren oder inneren) Wahrnehmung und des Denkens, der sich auch der Skeptiker nicht entziehen kann, dagegen »Glaube auf dem Boden der christlichen Religion ist ein ethischer Akt der Persönlichkeit.« Hier wird die Persönlichkeit mit ihren Entscheidungen (absoluten Werturteilen) aus derjenigen Bedingtheit herausgestellt, welche gerade die moderne Wissenschaft bei ihr aufgezeigt hat, und welche zu dem Versuch einer religiösen Ansicht auf Grund moderner Wissenschaft treibt, um der blofsen Subjektivität mit ihren möglichen entgegengesetzten Ansichten zu entkommen. Nicht Wissenschaft ist z. B. Hiltys »Glück«. Er hält sich an die eigene untrügliche Lebenserfahrung und erachtet alles Übrige als dem nicht gleichbedeutend. »Von der Wahrheit des Christentums kann man nur durch den Versuch der Ausübung überzeugt werden.« »Unser einziges Vorbild ist Christus.« »Glaube ist Mut zu einem idealen Leben.« Den ersten und letzten Satz kann auch der Vedantist, der Buddhist, der Israelit, der Muhammedaner aussprechen, aber er versteht dann seine Lebenserfahrung darunter, sein ideales Leben. »Unser einziges Vorbild ist Christus.« Welcher Christus? der paulinische mit der augustinisch-lutherischen Wendung? der johanneische mit der Logos- und Trinitätslehre als notwendigen Folgerungen? der synoptische? wie kann man das synoptische Christentum ausüben mit seiner baldigen, nicht eingetroffenen Wiederkunft Jesu? »Die Bibel, stets von neuem bestritten und angezweifelt, bleibt dennoch siegreich bestehen.« Wissenschaftlich nicht (siehe die modernwissenschaftliche Theologie), aber in subjektivem praktischem Erleben, worin auch der Koran, das jüdische alte Testament, die Upanishaden, die buddhistischen Sprüche, die chinesischen Kings bestehen bleiben. Nach Kähler hat der Christ seinen Standpunkt nicht in der Beobachtung der äufseren Naturwelt um sich her, sondern in seinem Herzen, in welchem der Geist ruft: Abbâ, Vater. — »Der Kern des Bekenntnisses ist das Wissen um

den lebendigen Gottes- und Menschensohn.« Aber dieses »Herz« ist bedingt durch die Naturwelt und gibt danach sehr verschiedene Zeugnisse auch über Gott und Jesum. Kögel schrieb als Gymnasiast schon: »Die Religion ist keine Wissenschaft, die Religion ist ein Haben und zwar ein festes, treues Halten.« Sein Haben war ein lutherisches Bekenntnis, aber mit der preufsischen Union. Hase dagegen urteilte in seiner Studentenzeit: »Es scheint die aus meinem Charakter hervorgehende Bestimmung zu sein, den Rationalismus mit dem Schwung der Phantasie und der Wärme des Herzens zu verbinden,« und 1831 urteilt er: »Zu unserer Zeit, meine ich, könne nur die Vereinigung des altgriechischen und christlichen Sinnes (dieses soviel wie: das Erdenleben Pilgerschaft zum Himmel) zur Lebensschönheit und Einigkeit führen.« Zuletzt hat er das Evangelium Johannes von den geschichtlichen Zeugnissen ausgeschlossen, Hochzeit zu Kana und Auferweckung des Lazarus sind ihm Dichtungen, und die Auferstehung nahm er nicht als tatsächlich. Das Christentum hatte nach ihm gerade seine soziale Aufgabe noch nicht erfüllt (nach 1800 Jahren seines Bestehens!).

Wir mögen uns daher des sittlichen Mutes erinnern, wie ihn Treitschke 1881 beschreibt, der »um der Wahrheit, der ganzen Wahrheit willen auch den widerwärtigen Tatsachen der Wirklichkeit auf den Leib geht und sie ergründet.« Vielleicht wird ein Versuch wissenschaftlicher Religion sogar widerwärtige Tatsachen, Religion als blofs subjektive Bekenntnisse neben- und gegeneinander, zu beseitigen geeignet sein.

Begründung der wissenschaftlichen Religion.

In der Religion hat sich (S. 8 ff.) das dem Menschen mehr oder weniger eingeborene Hoffnungsgefühl eine mannigfache und verschiedenartige Ausgestaltung gegeben. In der modernen Wissen-

schaft wurde im 17. Jahrhundert das Hoffnungsgefühl verbunden mit der genaueren Naturerkenntnis. In den Gesetzen der Natur sah man zugleich die Anknüpfung für Verwirklichung der menschlichen Hoffnungen und Wünsche. »Wissen und Können (potentia) des Menschen fallen zusammen; der Natur gebietet man nur, indem man ihr gehorcht.« So Baco. Stärker noch waren die Hoffnungen Descartes von der Medizin (Physiologie) her für den menschlichen Geist. Mit diesen Hoffnungen verband sich zugleich der Gottesgedanke als die durch die Naturvorgänge hervorgerufene und sie zugleich überschreitende Vorstellung der einheitlichen Ursache des Zusammenwirkens der vielen Einzelursachen. Mit je höheren Kräften des menschlichen Geistes die Natur zu erfassen war — »die Natur übertrifft die Feinheit unserer Sinne und unseres Verstandes bei weitem« (Baco) —, destomehr rief sie den Gedanken einer einheitlichen geistigen und dabei streng gesetzmäfsig verfahrenden Ursache hervor.

Nach dem jetzigen Stand der Kénntnisse kann man eine Gotteslehre in den Grundzügen so ausführen: Die lang bestandene Vorstellung der Materie als einer in sich unbestimmten und bewegungslosen Masse ist durch die moderne Naturwissenschaft längst korrigiert. Die Materie ist durch und durch quantitativ bestimmt, und selbst wo sie in Ruhe scheint, ist sie in Wirklichkeit nur scheinbar so, oder ist ihre Ruhe Gleichgewicht entgegengesetzter Bewegungen. Diese Erkenntnisse gelten auch über die Erde hinaus: durch die Gravitation als allgemeine Eigenschaft aller Körper ist die Schwere auch für die Sterne erwiesen, durch die Spektralanalyse sind in grofser Ausdehnung die chemischen Elemente auch auf den Gestirnen aufgezeigt. Auch wenn man sich auf den Standpunkt stellt, dafs die präzise Beschreibung der Naturerscheinungen möglichst unabhängig von allen Hypothesen die eigentliche Aufgabe der Wissenschaft sei, bleibt als eine Tatsache bestehen der Zusammenhang der Naturkräfte. Die Umwandlung von Licht, Wärme, Elektrizität in

mechanische Energie (Bewegung) und die umgekehrten Umwandlungen sind sehr gewöhnlich: Kohlen werden verbrannt, also in Wärme umgewandelt; damit wird Wasser verdampft, dieser Dampf in Maschinen in Bewegung umgesetzt und endlich durch Drehung der dynamo-elektrischen Maschine Elektrizität erhalten. Es besteht eine äquivalente Umwandelbarkeit der verschiedenen Energieformen (mechanische Energie, Wärme, elektrische Energie, chemische Energie, strahlende Energie). Dabei scheint zu gelten, dafs im gegebenen Weltlauf keine Energie irgend welcher Art hervorgebracht werden kann, ohne dafs eine gleiche Energiemenge dazu verbraucht wird, und dafs der Stoff, d. h. die durch das Gewicht gemessene Menge, unzerstörbar ist. Alle diese Feststellungen moderner Wissenschaft sind mit den höchsten Kräften des menschlichen Geistes gemacht worden, erst nach Ausbildung der höheren Mathematik, nach Erfindung technischer Hilfsmittel beim Studium der Natur, nach sehr allmählicher Ausbildung des strengen Kausalbegriffs. Gerade die unorganische Natur macht daher den Eindruck einer grofsen mathematisch-mechanischen Intelligenz und wegen des Zusammenhangs ihrer Kräfte (äquivalente Umwandlung derselben) den Eindruck einer einheitlichen Intelligenz.

Da nach der exakten Naturwissenschaft die unorganische Natur nicht Geist ist (die quantitativen und Bewegungsbestimmungen sind nach ihr das Reale an derselben) und nicht Einheit ist (Verschiedenheit der Energiearten), so führt der gerade bei näherem Studium der unorganischen Natur hervorgerufene Gedanke einer mathematisch-mechanischen einheitlichen Intelligenz darauf, anzunehmen, dafs eine solche Intelligenz die Ursache der realen Naturerscheinungen ist, d. h. dafs ein göttlicher Geist die objektiven Naturerscheinungen denkt und zwar so denkt, dafs sie zugleich dadurch als reale Dinge sind. Diese Denkannahme allein wird allen Umständen der Sachlage gerecht. Dafs dabei Gott und Welt nicht zwei verschiedene Ausdrücke für dasselbe

sind (Welt die Vielheit der Erscheinungen, Gott Ausdruck für den Zusammenhang des Vielen), ergibt sich gerade daraus, dafs die Naturwissenschaft die quantitativen und Bewegungsbestimmungen an den Dingen real denkt, also die einheitliche Intelligenz, auf welche dieselben als ihre Ursache führen, sich mit ihnen nicht decken kann. Aufserdem aber sind die Erscheinungen bedingt durcheinander (Gravitation als allgemeine Eigenschaft setzt stets mehrere Körper voraus, welche einander anziehen), sind eine Vielheit (Verschiedenheit der Energieformen), sind veränderlich (Umwandelbarkeit der Erscheinungen ineinander und stete Bewegung), hingegen ist Gott, als ihre einheitliche intelligente Ursache, unbedingt, Einer und als beides insofern unveränderlich. Die Welt kann daher nicht gleichsam ein deus explicitus sein, eine Entfaltung Gottes, nicht einmal im strengen Sinne Bild und Gleichnis Gottes, sondern ein Werk, d. h. objektivierte Gedanken Gottes verschieden vom Werkmeister, aber in Grundzügen auf einen Werkmeister deutend.

Von Gott selbst nochmals eine Ursache zu suchen, liegt kein Grund vor. Irgend ein Dasein mufs als letztes, nicht mehr weiter bedingtes angenommen werden. An und für sich stände gar nichts im Wege, die Welt selbst für ein solches letztes Seiendes zu halten, wenn nicht ihre Beschaffenheit den Gedanken einer von ihr selbst noch verschiedenen Ursache hervorriefe. Freilich müssen wir uns vorbehalten, nachzuweisen, dafs auch die organischen und organisch-geistigen Elemente der Welt auf den bis jetzt erschlossenen Gott können zurückgeführt werden.

Da Gott schlechthin ist, d. h. ohne Ursache ist, und zwar als einheitliche mathematische Intelligenz, so weifs er das auch unmittelbar und weifs, dafs aufser ihm nichts ist, als was durch sein realisierendes Denken ist.

Sollte die Behauptung mancher Philosophen, dafs auch den unorganischen Naturkörpern Geistartiges zu Grunde liege, und die quantitativen und Bewegungsbestimmungen nur Symbole

intelligibler Beziehungen seien, sich einst als wirklich erweisen lassen, so bleibt doch obige Deduktion mit geringen Modifikationen bestehen. Die stets schlafenden oder nur in dumpfen Lust- und Unlustgefühlen oder solchem Streben lebenden Monaden würden durch die Symbole ihrer an sich unbekannten intelligiblen Verhältnisse auf eine grofse und einheitliche gesetzmäfsige von ihnen verschiedene Intelligenz deuten. Überdies bliebe die jetzt erst mehr erkannte Bedingtheit des menschlichen Geistes durch Leib und Aufsenwelt durchaus bestehen, nur würden Leib und Aufsenwelt als niederer, untermenschlicher Geist in ihrem Ansich gedacht. —

Dafs grofse Veränderungen auf unserer Erde stattgehabt haben, ist nach der Geologie unzweifelhaft (Sedimentgesteine, Überreste von Seetieren in Gesteinen, Steinkohlenlager, Salzlager im Erdinnern, sei es organischer oder unorganischer Ursprung des Petroleums). Die ganze Erdgeschichte weist auf eine allmähliche Abkühlung einer einst gasförmigen, dann flüssigen Kugel, und die grofse Mächtigkeit der Schichten aller Formationen weist darauf, dafs die Abkühlung der Erde etwa seit 150 Millionen Jahren begonnen hat. Die Wahrscheinlichkeit, dafs die Planeten unseres Sonnensystems sich von ihrer Zusammengehörigkeit zur Sonne erst abgelöst haben, wird verstärkt durch die Spektralanalyse, welche die Fixsterne, deren Verwandtschaft mit unserer Sonne spektroskopisch feststeht, in verschiedenen Stadien der Verdichtung aufgezeigt hat. Sicher ist, dafs die unorganischen Elemente und ihre mannigfachen Verbindungen zu gröfseren und kleineren Ganzen bestanden haben, lange bevor sich organisches und organisch-geistiges Leben auf ihnen entwickelte. Die Schöpfertätigkeit Gottes ist so eine nach rückwärts nicht begrenzbare, womit stimmt, dafs weder die Masse noch die Energie im Weltall sich vermindert bei steter gesetzmäfsiger Formänderung der Erscheinungen. Alles dies legt den Gedanken einer ewigen Schöpfung nahe, die zugleich in steten Verände-

rungen als immer neuen Kombinationen der Elemente und ihrer Kräfte verläuft. Damit stimmt wieder, dafs man wissenschaftlich bei den Einzelerscheinungen immer auf weitere Antecedentien geführt wird in einem Rückgang ohne Ende, und dafs doch zugleich von dem Ganzen der Welt aus der Gedanke einer abschliefsenden Ursache sich aufdrängt.

In den Organismen walten die physikalisch-chemischen Kräfte, gleichwohl ist es nicht gelungen, selbst die allereinfachsten Lebensprozesse auf ausschliefslich physikalisch-chemischem Wege zu erklären, sondern jene beruhen zuletzt auf den Zellkräften, die in Tieren und Pflanzen im ganzen übereinstimmen und Ernährung, Wachstum und Selbstvermehrung (omne vivum ex vivo) als Eigentümlichkeit haben. Wie aber das Leben als eine eigentümliche Kraft sich doch nur mit den unorganischen Stoffen und Kräften betätigt, so wiederholt sich auch hier die stete Veränderung, welche die unorganische Natur zeigt. Der jetzigen Pflanzenwelt ging eine andere vorher, eine Reihe von fossilen Pflanzenformen ergibt sich als Ergänzung für die heutigen Formen. Ebenso ist es in der Tierwelt, wo die geographische zusammen mit der geologischen Verbreitung der paläontologischen Tierformen die stärksten Argumente für eine Evolutionstheorie liefert. Danach ist ein Grundzug der organischen Wesen die Variation (Darwin) resp. bei stärkeren Sprüngen Mutation (de Vries), die ihr Analogon hat in der unaufhörlichen Änderung der unorganischen Natur, wo die Elemente immer neue Verbindungen zu Ganzen eingehen, also etwas der organischen Zweckmäfsigkeit (Ganze aus Teilen) Ähnliches zeigen. Wie sehr das organische Leben der Veränderung als dem vorherrschenden Zuge untergeordnet ist, geht noch daraus hervor, dafs neben den lebenfreundlichen Bedingungen es im grofsen Umfang lebenfeindliche gibt in den organischen Wesen selber (siehe oben S. 137 ff.). Pilzkrankheiten der Pflanzen sind überaus zahlreich; Parasitenpilze vernichten manchmal ganze Teile von Urwäldern.

Dafs Bakterien Krankheitserzeuger in Tieren sind, hat die neuere Wissenschaft festgestellt; manche solche sind konstant in unserer Umgebung. Am meisten tragen Luft und Wasser zur Verbreitung der Infektionskrankheiten bei; selbst reines Natureis ist niemals ganz bakterienfrei. Die Bakterien sind so alt wie die organischen Wesen; es gibt fossile Bakterien mit deutlichen Spuren der von ihnen angerichteten Zerstörungen. Diese Wesen sind zugleich von grofser Lebensregsamkeit. — Ob organisches Leben auf anderen Planeten als unserer Erde besteht, ist fraglich, selbst bei Mars. Sicher ist es auf unserer Sonne und den ihr ähnlichen Fixsternen unmöglich, war auf unserer Erde nicht immer und ist jetzt auf derselben stets bedingt durch die Sonnenwärme, welche sich durch Zusammenziehen der Sonne in unübersehbare Zeit erhalten kann.

Hiernach bedarf die frühere Ansicht, welche in der organischen Natur den Hauptbeweis dafür sah, dafs eine einheitliche Intelligenz die Ursache der Welt sei, einer Korrektur. Gerade in der organischen Natur für sich genommen ist viel Anschein des Widerstreites, hingegen die unorganische Natur, die physikalisch-chemischen Erscheinungen, rufen, je mehr sie erfafst werden, immer von neuem den Gedanken einer in der Welt waltenden einheitlichen Intelligenz hervor (siehe S. 150). Indem sie zugleich die Unaufhörlichkeit der Bewegungen und Veränderungen der Welt aufzeigen, geben sie damit einen Fingerzeig zur richtigen Auffassung des Organischen. Wie dieses trotz seiner eigentümlichen Elemente (der Zellkräfte) doch nur durch die physikalischen und chemischen Kräfte besteht, so beherrschen dieselben das Organische mit (keine causa finalis vermag, was nicht im Umkreis der causae efficientes liegt, von Bär), und wie jene auf Gott deuten als einheitliche Intelligenz, so auch dieses eben wegen seines Verflochtenseins mit dem Unorganischen. Die Variation resp. Mutation des Organischen dabei zeigt, dafs in der ganzen Natur die Veränderung ein Hauptstück ist und

untrennbar von Gottes Schöpferkraft. Das Organische ist so zwar ein eigentümliches Stück der Welt, aber keineswegs ist das Unorganische als eine blofse Vorstufe und Bedingung des Organischen anzusehen, wie ja auch lange das Unorganische allein da war und unter Umständen wieder allein (Erlöschung der Sonne) auf Erden sein kann. Auch ohne die organischen Wesen würde die Welt auf eine einheitliche Intelligenz deuten. Diese einheitliche mathematisch-mechanische Intelligenz liegt daher auch der organischen Natur zu Grunde; das in dieser eigentümlich Hinzukommende ist mit jener durchaus verträglich gerade in der Auffassung, zu der die neuere Wissenschaft geführt hat.

Dafs das Geistige auch als minimalste Empfindung nicht aus dem Unorganischen und Organischen abgeleitet werden kann, wird jetzt allgemein zugegeben. Denn sofern in beiden letzteren quantitative und Bewegungsbestimmungen das Wesentliche sind, ist das Geistige überhaupt damit unvergleichbar, also etwas sui generis. Die Zellkräfte an sich aber mit ihren Eigentümlichkeiten von Ernährung, Wachstum, Fortpflanzung enthalten nichts von Geistigem, wie denn die ganze Pflanzenwelt keinen wissenschaftlichen Anlafs bietet, ihr Empfindung zuzusprechen. Tatsächlich kennen wir aber das Geistige nur als ein Organisch-Geistiges, d. h. in Zusammenhang mit einem Organismus, und in den Tieren, den Menschen zunächst ausgeschlossen, steht das Geistige wesentlich im Dienst der organischen Selbsterhaltung und Arterhaltung. Keineswegs ist hierbei das Geistige der Tiere, wie es sich im Instinkt darlegt, irrtumsfrei und bietet auch ähnliche Erscheinungen, wie sie im Menschen als irreführende Begierden gefafst werden: Bienen berauschen sich an Most und kommen zu Tausenden um u. ä. Manche Instinkte sind grausam und dabei wie launenhaft (Brutparasiten). Auch bei den Tieren scheint die bewufste Wahrnehmung an die Existenz einer Hirnrinde geknüpft, welche aus Ganglienzellen und aus diese untereinander verknüpfenden Fasern, den Assoziationsfasern, be-

steht. Bei den Amphibien und Reptilien sind nur Beziehungen der Rinde zum Geruchsapparat mit Sicherheit nachweisbar; in der Tat erkennen sie, selbst wenn sie sehr hungrig sind, die Beute nicht, solange sie sich nicht durch Geruch oder durch Bewegung verrät. Die Vögel erst haben ein Sehzentrum in der Hirnrinde; daher die Orientierung durch das Sehen eine so grofse Rolle bei ihnen spielt. Bei den höchsten Säugetieren erlischt die Funktionsmöglichkeit für feinere Bewegungen und für das Gehen ganz, wenn die Rinde weggenommen wird.

Dafs der Mensch nach seiner körperlichen Seite zum Tierreich gehört, ist stets zugestanden worden; sein Verhältnis zu demselben nach seiner geistigen Seite läfst sich erst beurteilen, wenn man die Menschheit in ihrem ganzen Umfang auch nach Prähistorie und Ethnologie kennt. Nach den prähistorischen Funden kommt der Mensch in der Diluvialzeit zuerst vor und ist etwa 40 000 Jahre auf Erden, also seit derjenigen Epoche der Erdgeschichte, welche unmittelbar vor der jetzigen vorherging, und deren Dauer man aus den ungeheuren physischen und klimatischen Veränderungen entnehmen kann. Sicher existierte der Mensch zugleich mit dem Renntier, als dasselbe in der Eiszeit in Mitteleuropa lebte. Dieser paläolithische Mensch (mit gespaltenen Steinen als Werkzeugen) war Fischer und Jäger, ohne Hund, ohne Haustiere, ohne Ackerbau und Töpferei, aber mit Feuer. Menschenspuren aus dem Diluvium gibt es auch in Nordafrika, Indien, dem westlichen Nordamerika. Die neolithische Bevölkerung Europas (mit geglättetem Stein als Werkzeug) ist wohl aus Osten eingewandert. Am Ende der prähistorischen Zeit sind Tierzüchtung, Ackerbau, Pflanzenkultur, Metallbearbeitung da, in langsamem Fortschritt, der sehr von der natürlichen Umgebung abhing, erreicht. — Die Tatsachen der Ethnologie, welche auf den Menschen im allgemeinen Licht werfen können, sind: Naturvölker sind richtiger als kulturarme Völker zu bezeichnen. Nur die Neger darunter sind eine robuste Rasse;

Lappländer und Buschmänner sind durch Hunger und Not nahezu pathologisch. Ob Kultur sich entwickelte, hing besonders von äufseren Verhältnissen ab. Das Geschäft der Schamanen, Medizinmänner u. ä., ist in erster Linie überall das Aufsuchen von (meist zauberhaften) Todes- und Krankheitsursachen. Durch Zauberei sein Volk vor Übel zu bewahren, ist in Afrika ein Geschäft der Häuptlinge. Neben Tod und Krankheit werden Zeugung und Geburt mit Übersinnlichem in Beziehung gesetzt. Von nahe verwandten Stämmen haben die einen eine grofse Anzahl von Götzenbildern, die andern gar keine. Verzierung des Körpers nimmt bei vielen Völkern den gröfsten Teil ihrer Gedanken und Arbeit ein. Ehelosigkeit wird in allen Teilen der Erde als Gipfel der Vollendung kriegerischer und priesterlicher Organisation gefafst, auch bei Polygamie. Allgemein ist geringe Wertschätzung des Menschenlebens. Völker, die weder Arbeit noch Nahrung für Sklaven haben, töten ihre Gefangenen. Völker mit Menschenfresserei wie die Monbuttu, die Maori gehören zu den höchsten ihres Kreises. Selten sind friedliche Völker und Herrscher. Einzelne sehr tugendhafte Völkerschaften kommen vor. Es gibt kein kommunistisches Volk, aber viel Kommunismus in den Einrichtungen. Im allgemeinen durchdringt die Staatseinrichtungen der Naturvölker ein demokratischer Zug. Ihre Staaten zerfallen gewöhnlich rasch, aber das Leben der Stämme ist zäh.

Von den etwa 1500 Millionen Menschen auf der Erde gehören $^{6}/_{7}$ den Kulturländern an. Kultur ist nur entstanden in grofsen und dichteren Gruppen durch Zusammenwirken unter Zeitgenossen und von Geschlecht zu Geschlecht. Die bestimmten Gründe, warum gerade da und da Kultur entstanden ist, sind dunkel. Die Chinesen gehören derselben Rasse an wie die Mongolen. Die babylonisch-assyrischen Semiten, welche wieder so stark auf Phönizier, Vorderasiaten und durch diese auf die Griechen einwirkten, haben die sumerisch-akkadische Kultur über-

nommen, welche wahrscheinlich von einem turanischen Stamm ausging (Keilschrift, Ackerbau mit Bewässerung, astronomische Beobachtungen mit Astrologie). Die Rassenzugehörigkeit der Ägypter ist unaufgeklärt, wahrscheinlich bekamen sie von Babylon her Kultureinflüsse. Die indoeuropäischen Völker bilden eine Zusammengehörigkeit der Sprache, kaum der Rasse, selbst die Urbewohner Europas stellen sich schon wie eine Mischung mehrerer Rassen dar (Langköpfe und Kurzköpfe); die indische Kultur ist sehr verschieden von der altpersisch-zoroastrischen; die griechische und die römische haben ihr besonderes Gepräge. Die Kelten hatten seit dem 4. Jahrhundert vor Christo eine eigentümliche Kultur, besonders in Kunst und Werkzeugen (Latène-Kultur), welche über ganz Europa mit Ausnahme der altklassischen Gebiete zur Herrschaft gelangte mit den Kelten selbst.

Körperlich hat sich der Mensch seit den ältesten Zeiten nicht verändert, und da kein Merkmal einer Rasse derselben ausschliefslich angehört, so steht der Annahme der Einheit des Menschengeschlechts nichts im Wege. Dafs die prähistorische Menschheit unter klimatisch sehr ungünstigen Verhältnissen und im Kampfe mit einer physisch ihr überlegenen Tierwelt sich behauptet hat, und, wenn auch in langsamem Fortschritte, die Grundlagen aller späteren Kultur gelegt hat (Ackerbau, Tierzüchtung, Metallbearbeitung), zeigt sie als geistig dem Tierreich überlegen. Sehr früh findet sich das ästhetische Element (Zeichnungen auf Tierknochen, Bemalung des Körpers). Bei dem neolithischen Menschen ist sicher Totenkultus und sind Amulette da, also mindestens Geisterverehrung und Zauberhoffnungen. Die Zauberwünsche und Zauberhoffnungen, als Suchen nach der Magie noch im Mittelalter und Renaissance bei uns häufig, zeigen gerade in den rohesten Mythologien ein idealistisches Moment: es wird ein Geistiges angenommen, das gar nicht so wahrgenommen wird, und dies soll aus sich eine Macht sein. Bei den meisten Kulturvölkern ist aus der Zaubergewalt der Geister oder statt ihrer

der Spiritualismus geworden mit Gott als Weltbildner oder Weltschöpfer (in Einzelakten findet sich Schöpfung in allen Mythologien), oder Welt eine Täuschung und in Wahrheit allein Ein göttlicher Geist (Indien und in der Mystik vieler Völker).

So gewifs der Geist überhaupt nicht aus der unorganischen und organischen Natur abgeleitet werden kann (S. 155) und so gewifs nach den Tatsachen der Prähistorie und Geschichte der menschliche Geist weit über die geistige Art der Tiere hinausgeht, so hat doch gerade auch im Menschen die genaue Wissenschaft der letzten Jahrzehnte eine durchgehende Bedingtheit des Geistigen durch das Körperliche festgestellt. Die Gesichtsempfindungen kommen nur zu stande, solange der Hinterhauptslappen des Grofshirns unversehrt ist. Das Gehör ist an den Schläfenteil gebunden, der Tastsinn an die obere Stirn- und die vordere Scheitelgegend. Die Wortklangbilder wie die Sprachsymbole überhaupt sind in der Regel auf der linken Seite des Grofshirns lokalisiert. Wenn die Ganglienzellen und Nervenfasern der Hirnrinde in gröfserer Menge aufgelöst sind, verschwindet das Gedächtnis dauernd. Mit Erkrankung des Stirnhirns treten mafslose Überschätzung resp. Unterschätzung der Persönlichkeit ein und zuletzt völliger geistiger Verfall. Ein physisches Wachstum des Grofshirns ist für die Ausbildung des Verstandes unerläfslich (mikrocephale Kinder). Die Reizung kortikaler Bewegungszentren führt bei Neugeborenen noch keine Bewegung herbei. Die Sehsphäre ist beim Kinde erst im 5. Monat entwickelt. — Innerhalb der geschichtlichen Epochen scheint das menschliche Gehirn nur eine geringe Entwicklung durchgemacht zu haben.

Von den geistigen Wesen in der Welt hat man früh auf eine intelligente Weltursache geschlossen. Das vielfach Wirre der tierischen Geistesart und die krause Mannigfaltigkeit der menschlichen geistigen Art (S. 155 ff.) können aber die Einheit der intelligenten Ursache zu bedrohen scheinen. Hier gibt gerade

die moderne Erkenntnis von der organischen Bedingtheit des Geistigen in Tier- und Menschenwelt (S. 159) eine aufklärende Weisung. Wie das Organische verflochten war mit dem Unorganischen und das Auffällige der Variation von der steten Veränderung der unorganischen gerade auf eine einheitliche Intelligenz als Ursache deutenden Natur Licht erhielt (S. 154), so läfst sich auch das Organisch-Geistige eben wegen seiner Bedingtheit durch das Organische und Unorganische auf dieselbe einheitliche Intelligenz als Ursache zurückführen, welche Ursache nunmehr mathematisch-mechanische Intelligenz ist mit steter Verwendung des Mathematisch-Mechanischen in den durch sie (Gott) hinzukommenden eigentümlichen Kräften des Organischen und mit Verwendung des Organischen in den durch sie hinzukommenden eigentümlichen Kräften des Geistigen, mit anderen Worten: Gott schafft und erhält die physisch-chemischen Kräfte als das Grundgerüste der Welt, innerhalb dessen und in steter Bedingtheit durch welches die organischen Kräfte folgen, auf diese wieder, und stets bedingt durch sie, die organisch-geistigen Wesen. Gerade das Geistige in der Menschenwelt büfst durch seine Verflechtung mit dem Organischen und Unorganischen nichts von seiner Eigentümlichkeit ein, sondern ist seit der Erkenntnis dieses Zusammenhangs erst recht kräftig geworden. Alle realwissenschaftlichen Erkenntnisse zeigen, dafs das Denken nicht aus sich, sondern nur im Zusammenhang mit der Beobachtung der unorganischen und organischen Natur zu haltbaren Feststellungen gekommen ist. Auf der modernen realen Wissenschaft beruht die moderne Technik, d. h. Naturbeherrschung, durch welche das in der Zauberei der Naturvölker und in der Magie vieler Kulturvölker Erstrebte anfängt in ganz anderer, aber erfolgreicherer Weise verwirklicht zu werden. Die unorganische und organische Natur, immer mehr erkannt als auf eine einheitliche mathematisch-mechanische Intelligenz deutend, wird dadurch zwar nicht Geist, aber erweist sich als objektivierte

Gedanken des göttlichen Geistes. Gerade durch seine organische Bedingtheit wird der Menschengeist mehr zu seinem Gedeihen beeinflufsbar, als dies früher gelang. Geisteskrankheiten, als Nerven- und Gehirnleiden gefafst, haben sich ganz anders heilbar oder milderbar erwiesen, als bei früheren Auffassungen. Dieselbe Medizin, welche die organischen Lebensfeinde in den Organismen aufgezeigt hat (S. 133/4), findet auch immer mehr Mittel zu ihrer Bekämpfung. In der Moral ist die reale Wissenschaft viel strenger z. B. bezüglich des Alkohols, der Beherrschung des Geschlechtstriebes vor und in der Ehe, als es nicht blofs die Sitte, sondern auch vielfach die Theorie bei uns war.

Nach S. 159 ist der Mensch aufzufassen als ein Teil der Welt von eigentümlicher Art, aber bedingt in Existenz und Entwicklung durch die Teile der Welt, nach welchen er erst in derselben erscheint. Das Geistige in ihm, so eigentümlich es ist, ist doch nicht ohne das Physiologische. Nach den realen Wissenschaften enthält die Welt demnach verschiedene Stufen der Realitäten, bei denen die folgenden sich aufbauen auf den vorhergehenden, aber immer etwas Eigentümliches und Neues zu denselben hinzufügen, doch so, dafs das Vorhergehende bleibt und nur durch das Folgende modifiziert wird innerhalb seiner eigenen Kräfte. Es ist somit eine aufsteigende Entwicklung in der Welt und doch bleibt die Grundlage der Welt dieselbe. Dies ist alles nach S. 150 ff. auf Gott zurückzuführen als einheitliche mathematisch-mechanische Intelligenz, welcher sich das Organische und Organisch-Geistige einordnungsfähig erwiesen hat. Die unorganischen Elemente und Kräfte sind dabei nicht nur lange vor den organischen und organisch-geistigen wirksam gewesen, sondern es besteht für die Erde die Wahrscheinlichkeit, dafs (durch Erlöschung der Sonne einst) die beiden letzteren unwirksam werden, während die ersteren bleiben.

Warum ist das nun aber alles durch Gott so und gerade so? Die Welt, wie sie sich darstellt, ist keineswegs denknotwendig,

wie die formalen logischen Gesetze und die Elemente der Arithmetik es sind. Man kann sich ohne logischen Widerspruch denken, die Welt wäre ganz anders. Aus dieser logischen Möglichkeit, d. h. Denkbarkeit des Andersseins, folgt aber nichts für eine reale Möglichkeit einer anderen Weltbeschaffenheit. Es ist durchaus denkbar, dafs die tatsächliche Welt als tatsächlich im Geiste Gottes da war, ohne darum denknotwendig zu sein, mit anderen Worten, dafs sie die einzige realmögliche Welt war. Wissenschaftlich wird Gott erschlossen als die einheitliche geistige Ursache dieser Welt, seine Macht als die Schöpfungs- und Erhaltungsmacht dieser Welt. Zweifellos können wir Gott uns auch als Phantasievorstellung entwerfen und sind dabei nicht an das realwissenschaftlich Gegebene gebunden, wie sonst in Phantasieentwürfen auch. Dies Idealisieren hat seine grofse Bedeutung in der Poesie, der Kunst überhaupt, als einem erholenden und ausruhenden Spiel des Geistes, erholend von der stets etwas anstrengenden Wirklichkeitsauffassung, sodann als Übung in freien Entwürfen, welche zur Hypothesenbildung der Wissenschaft höchst notwendig sind, aber solche Hypothesen sind nur wissenschaftlich haltbar in stetem Anschlufs an genaue Beobachtung und in steter Bewährung ihrer Folgerungen in der Beobachtung (Verifikation S. 146). Sehr bemerkenswert ist, dafs durch die realwissenschaftliche Erkenntnis gerade erst manches von dem anfängt verwirklicht zu werden, womit die Menschheit solange blofs teils als Phantasievorstellung spielte, teils sich vergeblich ernsthaft bemühte (S. 159).

Zu den Phantasievorstellungen gehört, dafs wir Gott als unendlich bezeichnen. Für uns ist Gott allerdings nicht ausdenkbar, wie auch die Welt nicht, aber in sich selbst kann er nicht unendlich sein. Unendlich ist soviel wie: wo weder im Sein noch im Denken ein Ende, eine Ganzheit zu erreichen wäre. Eine unendliche Intelligenz würde immer noch etwas zu erkennen haben, ohne je sich ganz auch nur selbst zu erkennen.

Ebenso würde es mit dem Sein eines unendlichen Wesens stehen, es müſste immer noch etwas über das hinaus sein, was es ist. Dies widerspricht dem Begriff Gottes als der einheitlichen und intelligenten Weltursache (S. 151), der da weiſs, daſs er schlechthin ist, durch nichts bedingt ist, und daſs durch ihn die Welt gedacht wird als seiend und eben mit diesem Gedachtwerden durch ihn ist. Wie Gott schlechthin da ist von Ewigkeit zu Ewigkeit, so ist mit ihm seine Schöpferkraft da als seine göttliche Betätigung mit allem Inhalt derselben, den Stufen desselben, der Variation der Elemente der verschiedenen Stufen. Auf diesen Gedanken haben die scheinbar entgegengesetztesten philosophischen Ansichten doch immer schlieſslich geführt. Nach den einen sollte die Welt eine Tat freier, d. h. grundloser Willkür Gottes sein. Ein grundloser Wille wäre aber ein solcher, der einfach da ist, ohne daſs der Wollende selbst weiſs, wie er ihm und warum gerade er ihm kommt. Nach den anderen sollte Gott die Welt gewählt haben als die beste unter verschiedenen möglichen. Aber diese verschiedenen möglichen Welten waren dann in Gottes Verstande einfach da, der Begriff des Besten, nämlich Stufen der Realitäten und doch Zusammenhang (Aristoteles, Augustin, Thomas Aquinas, Leibniz), war einfach da, die Entscheidung danach ebenso. In beiden Ansichten ist also eine tatsächliche Bestimmtheit des göttlichen Wesens das Letzte. Man muſs sich daher denken, denn das allein entspricht einer einheitlichen umfassenden Weltansicht und Weltursache, daſs Gott, indem er ist, zugleich die Elemente, Stufen, Verbindungen und Variationen derselben denkend durchschaut, wie sie von Ewigkeit zu Ewigkeit in ihm sind als reale und realisierbare Gedanken. Die organischen und organisch-geistigen Elemente können wie die unorganischen (S. 153/4) von Ewigkeit da sein, wenn sie auch erst unter bestimmten Bedingungen des Weltlaufs sich in ihrer Eigentümlichkeit entfalten.

Das Verhältnis Gottes zur Welt bleibt das S. 151 angesetzte

des Werkmeisters zu seinem Werke auch nach dem in dem Organischen und Organisch-Geistigen zu dem Mathematisch-Mechanischen Hinzugekommenen. Gott denkt die Welt mit ihrer Stufenfolge von Realitäten und verwirklicht sie als den Ausdruck zugleich seines Denkens, Wollens und seiner Macht, der eben in seinem Zusammenhang auf ihn als einheitliche Ursache zurückdeutet. Eine Theodicee ist ebensowenig für die Welt erforderlich wie für Gottes Dasein selbst. Gott ist schlechthin da und durch ihn zugleich ist die gegebene Welt da. In dieser Weltidee, die zugleich Weltverwirklichung ist, sieht Gott auch alle Mängel, aber er sieht zugleich alle realmöglichen Ausgleichungen derselben eben in der Variation, welche von der unorganischen Natur her durch die organische und organisch-geistige hindurch eine so grofse Stelle hat (S. 159/60), wozu noch die Erhaltung der Energie wie der Elemente selbst kommt (S. 152), d. h. es geht nichts in der Welt verloren, jedes hat stets Aussicht, in andere Verbindungen zu treten. Die echte Theodicee mufs daher von seiten des Menschen eine praktische sein, sie mufs die realen Möglichkeiten der Änderungen und Besserungen im gegebenen Weltlauf aufsuchen und nach Kräften ins Werk setzen. Nach dem Sachverhalt von S. 163 ist zugleich verständlich, warum die Dinge trotz ihrer steten Abhängigkeit von Gott doch sind, als wären sie Natur, d. h. Betätigung seiender Elemente nach ihren einwohnenden Gesetzen, oder als wären sie Freiheit; das letztere im Menschen wegen der in grofsem Umfang bei ihm vorhandenen Fähigkeit zur Änderung und Besserung von innen aus (Gott schafft nach der Scholastik das Notwendige als notwendig und das Freie als frei).

Nach S. 159 ist das Gedächtnis körperlich bedingt. Ebendamit ist auch die inhaltliche Persönlichkeit, das erinnernde Selbstbewufstsein, körperlich bedingt, was evident zu Tage tritt in den Erscheinungen des alternierenden Bewufstseins oder der mehrfachen Persönlichkeit (Pierre Janet, l'automatisme psycho-

logique; Ribot, les maladies de la personnalité) und im völlig gesunden geistigen Leben sich zeigt in den verschiedenen, oft miteinander unverträglichen Seiten des nämlichen Menschen, wie in dem Kampf des Menschen mit sich selbst, der selten zur völligen Harmonie führt. Hiernach kann die Unsterblichkeit sich nicht auf die konkrete Person beziehen, wohl aber auf das Formalgeistige derselben. Das Geistige ist überhaupt nicht aus dem Körper ableitbar (S. 155); das Menschlichgeistige hat in der wissenschaftlichen Befähigung Momente in sich, die aus der Wahrnehmung nicht ableitbar sind, und ist unzweifelhaft eine formale Einheit, d. h. jeder menschliche Geist ist ein Einzelgeist. Denn die Einheit des Bewufstseins, d. h. das Verknüpfen und Vergleichen, wo verschiedene und entgegengesetzte Inhalte zugleich da sind, aufser einander gehalten und doch in einem unteilbaren Akte zusammen betrachtet, setzt je eine reale geistige Einheit voraus (Aristoteles, Plotin, Leibniz, Lotze) und läfst sich nicht als der blofse Erfolg der Wechselwirkung vieler Elemente und ihrer Zustände fassen. »Was du auch tust, das tu mit Verstand und bedenke das Ende,« als ebensoviel Gedanken auf ebensoviel Elemente verteilt, würde nie den zusammenhängenden Gedanken ergeben (Kant in seinen nachgeschriebenen Vorlesungen). In den körperlichen Elementen sind zudem die konträren Gegensätze aufser einander; in der Seele werden sie nicht blofs zugleich gedacht (dies ist nicht kalt, sondern recht warm u. ä.), sondern erleuchten dabei einer den anderen, statt sich auszulöschen, wie in der Wirklichkeit. Die Seele als formale Einheit behält zwar im Tode nichts von ihrer konkreten (durch Nerven und Gehirn) bedingten Entwicklung, kann aber in neue Verleiblichungen eingehen. Nach Leibniz gibt es keinen leibfreien endlichen Geist, was Kant beibehielt; derselbe Grundgedanke steckt in der persisch-jüdisch-christlichen Lehre von der Auferstehung des Leibes. Auf jene Weise können die Seelen die ganze Entwicklung der Menschheit durchmachen (Lessing), d. h. dieselben seelischen Formal-

subjekte können an sich die aufeinanderfolgende Entwicklung durchleben, welche wir Geschichte der Menschheit nennen.

Die Hauptstufen dieser Geschichte sind nach den Realwissenschaften: 1. die prähistorische Menschheit, welche in langsamem Fortschritt die Grundlagen aller späteren Kultur gefunden hat (S. 156); 2. die historische Menschheit, welche sich des geistigen Elementes als eines eigentümlichen bewufst wurde, was zu mannigfachen, besonders religiösen Vorstellungen geführt hat, meist idealisierender Art (S. 158/9), d. h. von den Beziehungen zur Natur losgelöst und durch Götter oder Gott Herr über die Natur werden wollend, oft so, als sei diese, die Natur, eigentlich nicht von Gott. Die dritte Stufe würde sein die der realen Wissenschaften, wo die unorganische Natur als Ausdruck mathematisch-mechanischer Intelligenz erfafst wird, die Gesetzmäfsigkeit auch der organischen Natur und des psychischen Lebens immer mehr erkannt und Ausbildung des geistigen Lebens von dieser Erkenntnis aus genommen wird, mit welchem allen eine Gotteslehre im Sinn von S. 148 ff. durchaus verträglich ist. Aus der bisherigen Geschichte haben sich für die Menschheit als die dauernd erhaltendsten und förderndsten Momente ergeben: die Lust des freien geistigen Schaffens hat die westeuropäische und die von da ausgegangene Kultur die alten Kulturen Chinas und Indiens weit überholen lassen. Freiheit des Denkens ist unerläfsliche Vorbedingung, freier geistiger Blick (tragisches Beispiel des strengen Islam). Kultur ist nur in gröfseren Gemeinschaften entstanden und erhalten worden. Daher sind gröfsere Staaten für sie erforderlich, welche aber durch ihre Rechtsordnung freie Entwicklung nicht hemmen dürfen. Über dem Geistigen mufs die körperliche Kraft und der physische Mut nicht vernachlässigt werden. Völker, die sich der Waffen entwöhnten, sind stets roheren unterlegen, denn der Mensch ist ein physiologisch-psychologisches Wesen.

Von der Unsterblichkeitslehre aus können wir unserem

gegenwärtigen Leben ein grofses Ziel geben, nämlich mit daran zu arbeiten, dafs die eventuell wiederverleiblichten Seelen solche organische, äufsere und gesellschaftliche Bedingungen ihres erneuten Bewufstseins finden, wie wir sie etwa alle unseren Kindern und Enkeln wünschen, gesunde Körper, leichte Entwickelbarkeit der physiologisch-psychologischen Anlagen, ausreichende und nicht zu schwer gemachte Lebensmöglichkeit, was die äufseren Mittel betrifft, ein heilsames geistiges Milieu durch wohltätige und fördernde staatliche, wissenschaftliche, künstlerische, religiöse Zustände der betreffenden Gemeinschaft und eine Erziehung in denselben, welche nach den effektiven Gesetzen menschlicher Natur verfährt und dadurch erfolgreicher ist. Indem wir an all dem arbeiten, arbeiten wir damit im Grunde für unsere eigene eventuelle Zukunft mit. Anspruch auf ewigen Fortgang menschlicher Geschichte haben wir realwissenschaftlich nicht: die längsten Zeiten unserer Erde hat es das Menschlich-Geistige auf derselben nicht gegeben, aller Wahrscheinlichkeit nach werden (durch einstige Verlöschung der Sonne) Zeiten folgen, wo das Organische und Organisch-Geistige auf unserer Erde nicht sein können. Es haben dann die geistigen Wesen wieder Zeiten des Ruhens, aber unter geht darum der Substanz nach von ihnen keines (S. 152).

Diese ganze Gotteslehre ist lediglich aus theoretischen Gesichtspunkten entworfen, aus der Betrachtung dessen, was ist und geschieht, sie gibt aber auch Grundlehren für Gefühle und Wille. Gefühl und Wille sind ebenfalls nach moderner Wissenschaft nicht aus sich Herr, so wenig wie das idealisierende Denken. — Die starke Grundlage dieser Gotteslehre ist die Erkenntnis der unorganischen Natur, welche durchaus keine Anzeichen bietet, dafs sie aus einem Abfall reiner Geister entstanden sei (Origenes einst, jetzt der Neukantianer Renouvier), und welcher sich organisches und organisch-geistiges Leben trotz ihrer Eigentümlichkeiten einordnen lassen. Gott wird nach ihr immer nur erschlossen, also gedacht, nie geschaut oder gefühlt,

aber es erwächst aus der realwissenschaftlichen Gotteslehre das Zutrauen, mit dem der wissenschaftliche Geist sich in einer Welt bewegt, welche immer mehr die Züge des Geistes aufweist. Daraus, dafs moderne Wissenschaft nach allen Seiten auch Macht ist, erwächst zugleich die Überzeugung, dafs Hoffnung, fröhliche Aussicht das Grundgefühl unseres Lebens sein darf, auch im Untergang, der stets nur scheinbar ist.

Die wissenschaftliche Religion ist auf neuer Grundlage Monotheismus, also einig mit Plato, Aristoteles, Judentum, Christentum, Muhammedanismus. Sie hat Berührung mit chinesischer Religion (die Naturordnung ist Gottes Wille an uns, jetzt aber die wissenschaftlich erkannte Naturordnung). In der Ahnenverehrung, in der Wiederkehr der Seelen bei Indern, im Buddhismus steckt eine Wahrheit, die aber in ganz neuer Weise zu wenden ist. Das Eigentümliche Jesu (im Vergleich mit seinem jüdischen Zeitgenossen Philo und überhaupt dem Judentum) ist die Liebe zu allen Menschen, eine Liebe, die gerne Opfer bringt. Mit ihr hat das Christentum die alte Welt erobert (selbst nach Julian dem Abtrünnigen). Sie kann jetzt mit den wissenschaftlich technischen Mitteln und geläutertem Ernst (nicht jeder faule Bettler Bruder, kann und soll es aber werden) die ideale Führung der Menschheit werden.

Moralische und soziale Ideale.

Eine solche ideale Führung für alle Menschen auf Grund realer Wissenschaft kann in Kürze so aufgestellt werden. Eine Vorfrage ist die nach dem Vermögen des Menschen, Ideale zu verwirklichen. Tatsächlich hat die Möglichkeit der Änderungen in unseren Handlungen wie in den äufseren Dingen in weitem Umfang statt. Noch immer gilt das Argument des Duns Scotus (c. 1300), wer das leugne, werde, wenn man ihn steche und

brenne (was als Experiment gemeint ist), uns auffordern, dies zu unterlassen und damit tatsächlich eingestehen, es sei möglich, dafs er nicht gemartert werde. Nur ist dabei Voraussetzung, dafs der Brennende und Stechende vernünftiger Überlegung und Motive fähig ist, d. h. dafs er geistig gesund ist. Bei dem Geisteskranken wird die Aufforderung »lafs das« nichts helfen; er wird wie eine blinde Naturgewalt unter dem Einflufs seiner fixen Idee oder seines unwiderstehlichen Antriebes handeln, wie er unter solchem Einflufs auch sein eigenes Leben zerstören oder schädigen wird. Diese geistige Normalität ist aber nicht von Haus aus unser Werk, und kann auch nicht in uns blofs durch uns erhalten werden. Äufsere und innere Schädlichkeiten können sie ohne unser bewufstes Zutun aufheben und mit der Fähigkeit der Überlegung und Beratschlagung die Umänderungsfähigkeit aufheben. Es gibt Fälle angeborenen moralischen Schwachsinns, d. h. Fehlen moralischer Instinkte, im Kinde. Solche können nur diszipliniert, d. h. äufserlich in Ordnung gehalten werden. Unter Erwachsenen, die keineswegs geisteskrank sind, gibt es immer solche, von denen dasselbe gilt. $^1/_3$ etwa aller Verbrecher sind Gewohnheitsverbrecher, d. h. bei ihnen hilft die auferlegte Strafe nichts, sie müfsten nach mehrmaligem Rückfall in ein Besserungshaus auf unbestimmte Zeit verwiesen werden. Andererseits gibt es auch Verbrecher, bei denen die blofse einmalige Verfügung der Strafe ohne Ausführung (bedingte Begnadigung) voll ausreicht. Nicht verwunderlich ist es danach, dafs die moralische Ausbildung der einzelnen Menschen (erst durch andere, dann durch sie selbst) stets eine ungleiche ist, selbst nach den verschiedenen Seiten desselben Menschen, worauf der Entwurf der moralischen Ideale im einzelnen stets Rücksicht zu nehmen hat.

Eine andere Vorfrage ist, ob moralische Ideale für alle Menschen aufstellbar sind? Nachweisbar sind alle Grundlagen unserer heutigen wissenschaftlichen Kultur in elementarer Weise auch bei den jetzt für am unfähigsten geltenden Menschenrassen

vorhanden. Die Kunst der Wilden zeigt in Einzelheiten Beobachtung, gutes Sehen, Geschicklichkeit. Das logische Element zeigt sich in den Rätseln der Naturvölker, sie necken darin ebenso den Satz der Identität und des Widerspruchs, wie viele von unseren Rätseln es tun. Das mathematische Element findet sich bei ihnen teils in ästhetischen Ornamenten, teils in der freien Verfügung über den Raum in ihren Märchen und Mythen, teils praktisch-instinktiv, wie vielfach auch bei uns. Völker, die aus sich nicht über 4 oder 5 in abstracto zu zählen erfanden, lernen, unterrichtet, rechnen wie wir. Der Kausalbegriff liegt selbst dem krassesten Aberglauben zu Grunde und ein Analogon der Strenge darin steckt oft in dem Eigensinn abergläubischer Cärimonien: nur so und gerade so habe das Ritual Erfolg. Die jetzigen sogenannten Naturvölker sind nur kulturarme Völker (Ratzel). Auch bei den jetzt fortgeschrittensten Völkern war der Fortschritt sehr langsam und keineswegs stetig. In der Medizin beruhte die Methode des Hippokrates (c. 400 v. Chr.) auf nüchterner Beobachtung. Bald überwucherten aber voreilige Annahmen. Bei Galen (im 2. Jahrhundert nach Christo) sind die grundlegenden Erfahrungstatsachen durch vorgefafste Meinungen entstellt. Erst im 16. Jahrhundert traten mehr Zeichen eines neuerwachenden Sinnes für Naturbeobachtung auf. Der wahre, d. h. haltbare und fruchtbare Fortschritt in der Medizin ist dann nur unter strenger Anlehnung an die Tatsachen der Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Anatomie u. dergl. hervorgegangen.

Der Satz eines einstigen englischen Ministers bezüglich der Maoris Neuseelands: »Die wilden Völker müssen sich der europäischen Zivilisation (unmittelbar) anschliefsen oder untergehen,« verleugnet die langsame Entwicklung auch der europäischen Zivilisation, die ihnen durch Kulturmissionen im Anschlufs an ihre tatsächlichen Zustände höher helfen sollte. Die Maoris führten Krieg untereinander und frafsen sich auf, bis Cook Schweine einführte und diese, zahlreich geworden, zur

Fleischnahrung genügten. Die Herrenmoral, welche Nietzsche unter den Europäern selbst proklamierte, wird nach den Reisenden seit langem in instinktivem Zusammenhalten der Europäer gegen fremde Rassen (Afrikaner, Inder, Chinesen usw.) geübt.

Aus der Moral hat bei uns lange im Vordergrund des Interesses gestanden die Frage über Pessimismus und Optimismus. Realwissenschaftlich ist darüber zu sagen: die physiologischen und anatomischen Bedingungen der Lust sind noch unbekannt. Wir sind daher zur Zeit ganz auf die unmittelbare Beobachtung angewiesen. Im allgemeinen hängen die Menschen am Leben, aber glaubhaft ist, dafs in einzelnen Fällen das Grundgefühl des Lebens schmerzhaft sein kann. So war nach seinem Biographen (Gwinner) Schopenhauer vom Vater angeerbt eine an Manie grenzende Angst, die wahrscheinlich mit krankhaften Affektionen des Gehörnerven zusammenhing. Den Indern dagegen war ihr Pessimismus (»Leben ist Leid«) ursprünglich nicht angestammt. In den Schilderungen der ältesten Veden erscheinen sie als ein tapferes, rüstiges, streitbares Volk mit Ackerbau und Viehzucht. Aber schon im 6. Jahrhundert vor Christo sind ihre Hauptzüge hohe intellektuelle, besonders kontemplative Begabung, daneben starke Leidenschaftlichkeit, speziell erotische, und das Gefühl, dafs sich sinnlich heftige Triebe in alle Tätigkeit mit hineinziehen, von welchem sinnlichen Drang sie eben durch Kontemplation frei werden möchten (brahmanisch) oder durch ein Bettlerleben mit Ehelosigkeit (buddhistisch). Wo intellektuelle Begabung mit mäfsigen und leichter beherrschbaren Trieben zusammen war, ist kein Pessimismus entstanden (Griechen), aufser in Momenten der Abspannung.

Wenn wir so bei Lust und Unlust zur Zeit noch ganz auf die empirische Betrachtung angewiesen sind, d. h. die dabei stattfindenden ursächlichen Vorgänge uns noch dunkel sind, und wir uns in Bezug auf sie mit äufseren Umständen begnügen müssen, so sind wir von daher wissenschaftlich doch keineswegs ohne

Direktion für Lust und Unlust, sinnliche und geistige. Angenehme Gefühle wirken anregend auf die Tätigkeit des Herzens und der Atmung, und begünstigen dadurch den Sauerstoffreichtum des Blutes; die kleinen Blutgefäfse des Magens erweitern sich bei angenehmen Gefühlen. Kräftiger Herzschlag und kräftiges Atmen sind aber die beiden Hauptquellen des Lebens und der Kraftentwicklung des Organismus, und durch Belebung der allgemeinen Ernährung wird der Organismus um so widerstandsfähiger. Die Lustgefühle haben jedoch nur als mäfsige diese segensreiche Wirkung. Übermäfsiger Genufs, nicht blofs sinnlicher, hat Herabminderung der Lebensfreudigkeit und Lebensenergie zur Folge. Der Schmerz andererseits hat im ganzen nur innerhalb gewisser Grenzen etwas die Aktivität Anregendes, verwirrt hierbei meist schon das Denken, so dafs er eine unruhige Tätigkeit zur Abhilfe herbeiruft, die dazu aber erforderliche Besonnenheit meist zugleich raubt. Sowie er stärker wirkt, setzt er die Kräfte des Lebens herab, macht gegen Schädlichkeit widerstandsunfähig und führt zur Erschöpfung. Alles, was daher den Schmerz herabsetzt, ist eine Vermehrung der Quellen des leiblichen und geistigen Lebens. Die veredelnde Wirkung, die man früher wohl dem Leiden zuschrieb, weist die Physiologie der Arbeit und zwar gerade der Arbeit mit Anstrengung zu. Durch die Anstrengung wird zumeist die Funktion des Muskels, durch welche er sich ernährt, gefördert, mehr als dies durch seine gewöhnliche Arbeit geschieht. »Ruhe und Ersparung der gesammelten Kräfte schädigt die Leistungsfähigkeit des Organismus« (Pflüger). Nur Arbeit zusammen mit geeigneter Ernährung erreicht das Höchste im Menschen. Bei geistiger Anstrengung ist aber stets ein gewisses Mafshalten erforderlich. »Geistige Anstrengung steigert bei geringer Dauer die Erregbarkeit des Nervensystems, bei längerer Dauer schwächt sie die Erregbarkeit der Nerven und Muskeln« (Mosso).

Die empirischen Kenntnisse von S. 159 geben über das

geistige Leben Aufklärung da, wo man früher nur Rätselhaftigkeiten sah. Selbst Schleiermacher fand ein solches Rätsel in der Ungleichmäfsigkeit der psychischen Tätigkeiten an verschiedenen Tagen und in den kleinen sittlichen Schwankungen an verschiedenen Tagen auch in dem durchgebildeten und reifen sittlichen Leben. Diese Rätselhaftigkeit ist aufgeklärt, seitdem es feststeht, dafs unser geistiges Leben trotz seiner Unableitbarkeit aus dem Körper doch stets durch denselben bis in Einzelheiten bedingt ist. Auch bei der geistigen Arbeit ermüden die Muskeln mit. Die Gefühle verbrauchen noch mehr Nerven- und Körperkraft, als die geistige Anstrengung. Die Zirkulations- und Unterleibsorgane haben grofsen Einflufs auf Stimmung und Disposition zum Handeln. Bei den einzelnen Sinnen sind in der Auffassung minimaler Reize Schwankungen beobachtet, und Schwankungen gehen in der Aufmerksamkeit fortwährend vor sich. Diese Aufklärung bietet zugleich vermehrte Herrschaft über uns selbst dadurch, dafs wir z. B. nicht versuchen, ohne Not geistige und körperliche Anstrengung nebeneinander hergehen zu lassen; dadurch, dafs das Gemüt (Gefühle) zwar entwickelt wird, weil es ohne dasselbe kein Mitgefühl gibt, aber zugleich zu mäfsigen ist, sonst kommen Intelligenz und Tätigkeit darüber zu kurz, ohne welche beide gerade das Mitgefühl oft mehr schädlich als förderlich wirkt; ferner dadurch, dafs wir soweit möglich vermeiden, was uns unaufgelegt und verstimmt macht. Wegen der physiologischen Bedingtheit des geistigen Lebens werden wir Schwankungen der psychischen Tätigkeiten zwar nie ganz vermeiden, aber wir lernen sie nicht nur richtig deuten, sondern ihnen auch vielfach abhelfen oder vorbeugen.

Nach S. 171 kann ein höchstes Gut im Sinne der Alten, d. h. etwas, das immer und zu jeder Zeit den Menschen sinnlich oder geistig oder in beiden Weisen glücklich macht, nicht mehr Ziel der Lebensführung sein. Dazu ist unser Leben sinnlich und geistig zu sehr bedingt. Selbst die Seligkeit der wissen-

schaftlichen Betrachtung (Aristoteles) gilt nur für besondere intellektuelle Begabung mit starker, zugleich jedoch instinktiv sich schonender Nervenkraft. Wo die letztere fehlt, kann die geistige Begabung zur Qual werden, da bei der Ausübung derselben Unfähigkeit länger zu denken sich einstellt, und der Arzt anstatt eines geistigen Berufs einen mehr mit Körperbewegungen und stetem Verweilen in frischer Luft anraten mufs. Dagegen ist noch heute haltbar der Teil von Aristoteles' Moral, worin er aus den natürlichen, d. h. spontanen Trieben und Affekten unter Leitung der Vernunft (der vergleichenden Abwägung auf Grund der Erfahrung) das mittlere Mafs als das beste durch Gewöhnung und Übung zum Charakter, zur festen bleibenden Art (dem Ethos) des einzelnen werden läfst. Diese Vernunft mufs aber jetzt die durch reale Wissenschaft (S. 145 f.) über die enge, stets beschränkte Einzelerfahrung hinausgeführte sein. Grundregeln von daher sind: eine kräftige Gesundheit und die sie begleitende Lebensfrische machen weit mehr das Glück aus als jedwedes andere Ding (Herbert Spencer). Abhärtung des Leibes, Anstrengung des Geistes sind nötig gerade zur individuell höchsten Leistung. Von diesem Sichmühen her entsteht statt Pessimismus oder Optimismus der Meliorismus (James u. a.), das Bewufstsein, es könne und zwar durch uns, in uns und um uns manches besser werden. »Nur kräftig rudern und schwimmen, leben wollen, weil man doch einmal leben mufs« (Propst Ribbeck).

Die ungeheure Mehrzahl der Menschen (entgegen Tolstois Behauptung) gibt keinen theoretischen Betrachtungen über Sinn und Aufgabe des Lebens Raum, verfolgt vielmehr ganz instinktiv immer nur ein Ziel, Befriedigung des Bedürfnisses nach Erlangung des Gewünschten. Von daher kann der Gedanke entstehen, ob nicht überhaupt das Affektleben als überlegen dem Verstandesleben anzusetzen sei. Nach Nietzsche »soll man dem Menschen den Mut zu seinen Naturtrieben wiedergeben« (W. W. XV). Das gesteigerte Leben, das Nietzsche sucht, ist die Leiden-

schaft, aber nicht die impulsive, sondern die zunächst an sich haltende. »Die blinde Nachgiebigkeit gegen einen Affekt ist Ursache der gröfsten Übel.« »Herrschaft über die Leidenschaft, nicht deren Schwächung oder Ausrottung« will er. »Vernunft ist ein Verhältniszustand menschlicher Leidenschaften und Begehrungen.« Grundtrieb ist »Wille zur Macht«. Gefühl von Glück ist »ein Rauschzustand«. Den Willen zur Macht fafst Nietzsche als Grundzug aller Dinge, er ist aber wissenschaftlich nur nachweisbar als durchaus bestehend mit festen Gesetzmäfsigkeiten, d. h. Schranken, sowohl in der unorganischen als in der organischen Natur. Nietzsches »Rauschgefühl« erinnert an die Extremheit der Inder (S. 39), Lebensgenufs erst und Lebensflucht dann, nur dafs sich bei Nietzsche der Gang umkehrte, erst Schopenhauerscher Pessimismus ihn erfafste, dann eine Art gewaltsamen Emporraffens eintrat zu einer optimistischen Weltauffassung für einige bevorzugte Machtnaturen, während die gewöhnliche Moral und selbst das Christenideal für die Menge bleiben soll. Übrigens ist Nietzsche in seiner medizinischen Selbstbehandlung von seinem »Instinkt« schmählich betrogen worden.

Nach der Kulturgeschichte erleidet es keinen Zweifel, dafs die nächsten praktischen Regungen, die sogenannten natürlichen Triebe, teils einer Korrektur durch die Wissenschaft, teils einer Nachhilfe als bedürftig sich erwiesen haben. Was die Ernährung betrifft, so veranlafst der Naturtrieb im ganzen eine zweckentsprechende Auswahl der Nahrungsmittel, aber in vollendeterer Weise befähigt die Wissenschaft der Nahrungsmittelchemie, die Zusammensetzung der Kost dem Bedarf des Körpers entsprechend zu gestalten. Eiweifs, Fett, Kohlehydrate (Zucker, Stärkemehl) sind dazu erfordert, welche am besten durch gemischte Kost (aus Pflanzen- und Tierreich) zugeführt wird. Schlecht genährte Völker verlieren an Arbeits- und Lebenskraft, auch ihr Geist wird träumerisch (Inder); denn auch die Nervenkraft hängt von

der Ernährung ab. — Sehr mangelhaft zeigt sich der Naturtrieb in Bezug auf die Wohnungsverhältnisse; gerade bei Naturvölkern, aber wohl auch bei uns werden hier die Keime vieler Krankheiten gezüchtet. — Der Alkohol, der in irgend einer Form fast überall über die Erde herausgefunden wurde, ist nur in mäfsigster Menge ein unschädliches Anregungsmittel. Schon bei einem Tagesquantum von 40—80 gr (über 1 bis zu 2 L. Schankbier) war teils schon am selben Tag, teils erst am folgenden eine bedeutende geistige Minderleistung experimentell zu konstatieren. Eine halbe Flasche leichten Weifsweins ist das höchste Mafs für unschädliche Anregung an einem Tag.

Ein anderer Punkt, wo die Korrektur des anscheinend Natürlichen durch die wissenschaftliche Erkenntnis dringend geboten ist, sind die sexuellen Verhältnisse. Das darin in weiten Kreisen natürlich Scheinende drückt sich aus in den nach Sachkennern alle Schichten der Bevölkerung durchseuchenden Epidemien der Gonorrhoe und der Syphilis. Von praktischen Geistlichen ist neuerdings der Beweis erbracht, dafs seit alten Zeiten die Volksmeinung auch bei uns ist, dafs die Jugend, sobald die Triebe sich lebhafter zu regen beginnen, mit 17 Jahren etwa, gewissermafsen ein Anrecht darauf habe, denselben nachzuleben, wenn nur das Verhältnis ein ausschliefsliches zwischen zweien sei, und diese im allgemeinen bereit seien, einander bei Folgen des Verhältnisses zu heiraten. Eine verwandte Richtung machte sich seit einiger Zeit in der Literatur überhaupt geltend. Demgegenüber konstatiert die wissenschaftliche Medizin (Hegar, Das Geschlechtsleben; Ribbing, Die sexuelle Hygiene): unverletzte Keuschheit bis zur Ehe ist bei schlichtem, mäfsigem Leben und Gewöhnung an Selbstbeherrschung auch dem Manne möglich und ohne die angeblich üblen Folgen. Gewöhnlich gibt der Alkohol den Anlafs zum ersten aufserehelichen Geschlechtsumgang. Schon mit Rücksicht auf die gröfsere Sterblichkeit der Kinder von jüngeren Eltern nicht nur, sondern auch der gröfseren

Sterblichkeit jüngerer Ehegatten selbst sollte ein Mädchen nicht vor dem 20., ein Mann nicht vor dem 25. Jahr heiraten. Die zur Erholung der Frau nötigen Pausen zwischen den Wochenbetten sind einzuhalten; auch diese Enthaltung ist der Gesundheit des Mannes nicht nachteilig. Belastete, kranke, schwachgeistige Individuen sind von der Ehe auszuschliefsen. — Was die Homosexualität betrifft (Trieb von Mann zu Mann, von Frau zu Frau), so gibt es sehr wahrscheinlich körperlich und geistig völlig normale Homosexuelle (Platen, der Dichter). Die Anomalie ist fast nie unwiderstehlich; daher ist Selbstbeherrschung zu erstreben. Auch Umänderung des abnormen Triebs durch Suggestion in therapeutischer Hypnose wird vertreten (Krafft-Ebing).

Zu seinem Unterhalt und zu seiner Betätigung braucht der Mensch eine Menge von Sachgütern, für die er sich letztlich an die Natur gewiesen sieht. Dies wirtschaftliche Leben war laut der Geschichte nirgends von Sitte, Recht und Moral völlig losgelöst (Schmoller). Eigentums- und Besitzverhältnisse, oft kurz als soziale Verhältnisse bezeichnet, waren dabei über die Erde hin und sind zum Teil noch jetzt sehr mannigfaltig. Nach Schmoller und Konrad waren gerade in den alten Zeiten Gemeindebesitz und Feldgemeinschaft viel verbreitet.

Nach den realwissenschaftlichen Erkenntnissen von S. 172 ist Arbeit als körperliche und geistige Anstrengung zur vollen Entwicklung des menschlichen Individuums erfordert. Ebenso gewifs ist nach der Erfahrung und aus der Bedingtheit des geistigen Lebens (S. 159) verständlich, dafs in stetem Kampf mit Mangel und Elend die körperliche und geistige Energie verloren geht. Das Wünschenswerte ist, dafs die Arbeit dem einzelnen die Mittel verschaffe zur Ernährung, Kleidung, Wohnung, zur Gründung einer Familie, und dabei Überschufs gewähre für das Notwendige in kranken und alten Tagen. — Verbreitet ist bei uns die Erkenntnis, dafs ohne gröfsere soziale Gleichheit die juristisch-politische Gleichheit unvollkommen ist und von ge-

ringem Wert. Diese juristisch-politische Gleichheit ist ein Ergebnis des 18. Jahrhunderts; die soziale Erkenntnis ist im 19. Jahrhundert allmählich hinzugetreten, dadurch, dafs durch die Grofsproduktion infolge der fortgeschrittenen Technik, wobei viel mehr geleistet wird als bei dem früheren Kleinbetrieb, die mechanische Arbeit in Gefahr ist, ein blofses Instrument des Kapitalismus zu werden. Das starke und sich stark durchsetzende Gefühl der Verpflichtung zur Gerechtigkeit (S. 170) nicht blofs in juristisch-politischer, sondern auch in sozialer Hinsicht kann zugleich als praktisches Christentum bezeichnet werden, da im ursprünglichen Christentum die Gleichheit aller Menschen (zunächst vor Gott) und die brüderliche Hilfeleistung mit Nachdruck gelehrt wurde; nur mufs die Ausführung der letzteren jetzt nach der wissenschaftlichen Erkenntnis geschehen. Almosen z. B. ist möglichst zu vermeiden; in der Regel soll der Arme unterstützt werden in der Selbsttätigkeit für seine Existenz.

Den soeben vorgetragenen Wünschen stehen als Tatsachen gegenüber: 1895/6 wurden in Preufsen festgestellt 2 603 292 Censiten (Einkommensteuerpflichtige). 68,7 % waren befreit, weil ihr Einkommen 900 M nicht erreichte. Aus den Censiten selber waren 2 278 999 mit 900—3000 M eingeschätzt. Im Jahr 1900 hatten in Preufsen $^{3}/_{4}$ Million Censiten ein Einkommen von 2100—9500 M. Mehr als 9500 M Einkommen hatten 76 000 Censiten. Die Arbeiterfamilie in Deutschland mufs im Durchschnitt von einem Einkommen von 800—900 M leben, Mann, Frau, 4—6 Kinder. — In England ist das Durchschnittseinkommen 800 M, in Indien 30 M für den Kopf.

Woher kommt das? Bei der Güterhervorbringung ist die Natur Grundlage. Die menschliche Arbeit ist allerdings ein hinzukommender Faktor von grofser Bedeutung, aber ihre und der Maschinen grofse Wirkung zeigt sich nur in den Fabrikationsartikeln, deren Rohstoff mufs aber immer schon da sein. Nur eine bedeutende Vervielfältigung der landwirtschaftlichen Produkte

würde eine bemerkenswerte Verbesserung in der Lage der Menschen hervorbringen (Gide, principes d'économie politique). Immer von neuem (Stutzner) bestätigt es sich, dafs weder mit den Hilfsmitteln der Wissenschaft noch der Kunst die Steigerung der Ernteerträgnisse sich unbegrenzt fortsetzen läfst. Die Pflanzen sind bald mit Nährstoffen gesättigt und unfähig (durch Dünger) die Menge der Ernteprodukte noch weiter zu steigern. Ebenso die Tiere. Das Gesetz des sinkenden Bodenertrages besteht zu Recht. Die besten Böden sind zudem nur beschränkt vorhanden, und das Bodenkapital der Erde ist überhaupt beschränkt. Dazu kommt (Schmoller): wächst die Bevölkerung zu rasch, ohne einen Abflufs nach aufsen zu haben, fehlt es an Kapital (Sachgütern, die zur Hervorbringung weiterer Sachgüter gebraucht werden), so wird immer das soziale Elend sich wieder einstellen.

Auf Grund dieser Tatsachen ist ein wirtschaftliches Gut etwas, das in geringerer Menge vorhanden ist, als dafs es jedem von sich aus in ausreichender Weise sich darbiete. Ebendadurch haben die Sachen wirtschaftlich Wert.

Wert im wirtschaftlichen Verstande enthält so die Merkmale: 1. Nutzbarkeit oder Begehrtheit, 2. Seltenheit oder Monopol. Die gleiche Arbeit (des Winzers z. B., des Tierzüchters) ist nach den jedesmaligen Naturfaktoren von sehr verschiedenem Erfolg. Nicht blofs das erforderliche Kapital, sondern auch die technische oder kaufmännische Geschicklichkeit wirken wie Monopole, ebenso die geistigen Fähigkeiten des Unternehmers (Initiative, Leitung, Aufsicht), auch die physischen Kräfte des Arbeiters.

Wegen der (relativen) Kargheit der Natur auch gegenüber der menschlichen Arbeit (S. 178/9) ist oft der Gedanke aufgetaucht, dafs Entsagung, Askese, freiwillige Armut, Hingabe überkommenen Besitzes zu Almosen das Bessere sei. Aber die sich Enthaltenden mufsten doch immer von den anderen ernährt werden. Die Aufgabe ist gerade die umgekehrte, nämlich mehr hervorzubringen (direkt oder indirekt) von Sachgütern, als man selbst zur eigenen

Subsistenz verbraucht, so dafs durch uns ein Überschufs von Sachgütern da ist. Hierzu werden als Grundtugenden erfordert Arbeitsamkeit und Mäfsigkeit, Arbeitsamkeit als zweckvolle Muskel- und Nervenkraftbetätigung, Mäfsigkeit als Genufs blofs zum Zweck der Erhaltung produktiver Muskel- und Nervenkraft. Konsumtion soll sittlich sein, bestmögliche Nutzbarmachung der Sachgüter zu diesem Behuf (utilisation). Verschwendung der Reichen (Luxuskonsumtion) wie der Armen (Alkohol), lenkt die Produktionskräfte auf unfruchtbare Verwendungen und macht die nützliche Produktion seltener und teuerer (Roscher, John Stuart Mill, Schmoller usw.).

Aufgabe der Reichen wäre, äufserst sparsam zu leben und ihre Ersparnisse sobald wie möglich zur Beschäftigung inländischer sogenannter gemeiner Arbeit zu verwenden, die das Volksvermögen vermehrt, indem sie zugleich den Arbeitern Brot, Fleisch, Kleidung, Wohnung verschafft, so gut sie es nur vermag (Roscher, John Stuart Mill usw.). Dabei kann zugleich Ziel sein, die Arbeitszeit soweit herabzumindern, dafs Zeit und Kraft für erholende Betätigungen und für ästhetische und intellektuelle Selbstbeschäftigung den Arbeitern übrig bleibt, damit ein Ausgleich möglich werde für die unvermeidliche körperliche und geistige Einseitigkeit der jetzigen Arbeit, welche eine Folge der äufsersten Arbeitsteilung ist bei der sonst durch ihre Massenerzeugnisse so gemeinnützigen Grofsproduktion. An Stelle der Genufskonsumtion soll aufserdem der Reiche seine Mittel verwenden zur eigenen körperlichen Kräftigung und zur Entwicklung seiner Intelligenz; durch beides wird die Fähigkeit zur Arbeit erhöht.

Vorausgesetzt ist bis jetzt die moderne Freiheit des Individuums und des Eigentums. Ihnen stellt sich in politischen Parteien entgegen der Kollektivismus. Nach Schmoller besteht ein unauflöslicher Zusammenhang zwischen der Politik und den sozialen Zuständen; er sieht eine Klassenherrschaft bald der Besitzenden, bald der unteren Klassen überall da eintreten, wo nicht

eine feste monarchische Spitze mit einem tüchtigen Beamtentum vorhanden sei; parlamentarische Regierung ist ihm schon Republik. Indes könnte sich die Sozialdemokratie, ohne ihre sozialen Ziele aufzugeben, in Sozialmonarchie verwandeln, wie Napoleon III. sich gern als Arbeiterkaiser hinstellen liefs. In den absoluten Monarchien des 17. und 18. Jahrhunderts war auch sehr viel soziale Leitung. Monarchie an sich ist neutral gegen die Grundfrage von individueller wirtschaftlicher Freiheit.

Dafs aber überhaupt in wirtschaftlichen Dingen stets Kampf war, wird verständlich daraus, dafs der Mensch (»der Spätling der Welt, der fortwährend nur mit Mühe besteht«, Taine) ein praktisch-biologisches (auf physische Selbsterhaltung und Arterhaltung gerichtetes) Wesen ist und zugleich ein intellektuell-ästhetisches (Kunst, Mythologie, Religion, Wissenschaft), aber so, dafs der biologische Grundzug immer wieder mächtig durchbricht, so bei panischem Schrecken, wie Theaterbränden, Schiffbruch, in äufserster Hungersnot, oft auch sonst in mehr verhüllter Weise (Des Einen Tod Ist des Andern Brot; Brotneid). Nach Sombart wurden im Mittelalter die Levante, die Ostmittelmeer- und Schwarzemeerländer von den Westeuropäern kommerziell ausgeraubt durch die seefahrenden Staaten und Handelskolonien. Nach den grofsen Länderentdeckungen verfuhren Spanier, Portugiesen, Holländer, Engländer wie die Westeuropäer im Mittelalter. »Gewalt, Einbruch und Raub haben die nachmaligen nordamerikanischen Kolonien gegründet« (Knapp). Ähnliches hatte statt in den ähnlichen Völkerzügen (Kelten, Germanen, Hunnen, Nordmänner, Mongolen). Es gilt jetzt, das Praktisch-Biologische und das Intellektuell-Ästhetische ineinander zu verarbeiten, wobei das Intellektuelle realwissenschaftlich (S. 145) wird, das Ästhetische an zweite Stelle tritt: die erste Aufgabe ist, ein tüchtiger Mensch für die irdischen Verhältnisse zu werden. Die jetzigen wirtschaftlichen Übelstände sind nach allgemeiner Ansicht, dafs die mechanische Arbeit nicht nur, sondern selbst das Unternehmer-

tum beim Grofsbetrieb Werkzeuge des Kapitalismus geworden sind. Das Kapital kann so nicht nur eine Zinsvergütung sich ausbedingen, sondern Herr über Unternehmung und Arbeit werden.

Zur Frage von Freiheit des Individuums und des Eigentums und Kollektivismus hierbei sind mafsgebende Hinweise folgende: Auf Privateigentum und individuelle Geschäftsbetätigung führen stets die Momente: 1. Religion als Gefühl ist individuell und stellt sich in Ausübung und Betätigung individuell dar; 2. Ehe (aus Liebe) ist individuell und prinzipiell auf bleibendes Verhältnis (eigenen Hausstand) gerichtet; 3. Fleifs nimmt in dem Mafse zu, wie die gröfsere Anstrengung und gröfsere Leistung nicht umsonst ist, was Gleichförmigkeit ausschliefst (Erfahrung aller Zeiten und über die ganze Erde); 4. Glück als Gleichgewicht zwischen Trieben und Idealen, zwischen Hoffnungen und der praktischen Möglichkeit ihrer Befriedigung (Schmoller) ist individuell. Das Glück eines andern nach unsern Ansichten machen wollen, wird daher oft als Eingriff in sein Glück von dem Betreffenden empfunden. 5. Erfindung, die höchste Triebkraft des wirtschaftlichen Lebens, war laut der Geschichte individuell, zufällig und frei, nicht vorauszusehen (Tarde). Die Kollektivisten haben im Hintergrund stets chimärische Annahmen. So lehren die Anarchisten, der Mensch könne, was er wolle. Die französischen Sozialisten hoffen bei der Neuordnung der Dinge auf eine höhere Schwungkraft des Geistes, auf eine Spannung der gesamten Nerven- und Gehirnkräfte, infolge deren die Menschen aus ihrer Individualität heraustreten. Marx hat die Bedeutung der mechanischen Arbeit im Wertbegriff überschätzt (S. 178/9). Bebel (»Die Frau«) hält (gegen S. 178/9) die landwirtschaftlichen Produkte für unbegrenzt vermehrbar.

»In den Tiefen der Volksseele der germanischen Stämme hat die Genossenschaftsidee ihre Wurzeln« (Sombart). Von da aus ist die Verbreitung des Sozialismus bei uns verständlich.

Genossenschaft kann aber freie Vereinigung von Menschen innerhalb des bisherigen Staates sein, Beispiele (Gide) sind in England die Konsumvereine, welche sich selbst die Konsumartikel herstellen in gewöhnlicher Geschäftsweise, wobei das Kapital, dessen Aufgabe ist, als Instrument der Produktion zu dienen, einen billigen Zins erhält, die Unternehmer angemessenen Lohn empfangen, die Gewinne den Konsumenten gehören. Tocqueville vertrat neben Freiheit die Gleichheit als Streben, dafs alle stark und geachtet seien, die Kleinen zu den Grofsen hinaufgehoben würden, was nur durch Hebung ihrer Energie und ihres Interesses geschieht. Er empfahl in diesem Geist politische, industrielle, kommerzielle, wissenschaftliche und literarische Assoziationen. Warum sollten nicht auch sittlich-wissenschaftliche Vereine realisierbar sein im Sinn von S. 168 ff., die prinzipiell auch keinen zu grofsen Unterschied zwischen den verschiedenen Menschen in Nahrung, Kleidung, Wohnung unter sich machen wegen der wesentlichen Gleichheit der Menschen? Beispiel ist stets am wirksamsten gewesen, und die meisten Menschen bedürfen eines Vorbildes nicht blofs im Wirtschaftlichen. Der Staat bliebe nach seiner rechtlichen Seite auf Privateigentum und Freiheit des Individuums gegründet, und zugleich die höchste Wohlfahrtsgenossenschaft, als solche in Notfällen unmittelbar eingreifend, im allgemeinen wirtschaftliches Gedeihen der einzelnen blofs ermöglichend.

Nach S. 167 wäre die Erziehung der Jugend gerade der wohlhabenden Stände in dem Sinne zu halten, dafs persönliche Anstrengungen, kräftige Übungen der Fähigkeiten notwendig sind zur Erhaltung derselben. Beides mufs aber nicht überwiegend in Kindheit und Knabenalter statthaben, vielmehr in den ausreifenden Jünglingsjahren. Das Militärjahr ist körperlich heilsam. Auf Akademien würde zwar nicht das Ziel aller sein, wieder Gelehrte zu werden, aber Aneignung der wissenschaftlichen Grundlagen eines praktisch-geistigen Berufes müfste von Anfang

an mit Eifer gesucht werden. Daneben sollte aber auch Raum gelassen sein für die »Vielseitigkeit und Tiefe deutscher Nation« (Ranke). Der Studierende sei nicht blofs Fachstudent. Neben der steten Gelegenheit für Turnen und körperliche Spiele, für Fechten (ohne persönliche Feindschaft), Tanzen, Schwimmen (Sommers **und Winters**) müfste aufserdem ein Analogon des auf den höheren Schulen allgemein vorher schon darzubietenden Handfertigkeitsunterrichts da sein, d. h. Gelegenheit zu feineren künstlerischen oder mechanisch-technischen Arbeiten, die doch Erholung wären und zugleich Ableitung vom abstrakten Denken zu den Sinnen und Muskeln. Aufserdem würde für Notfälle des Lebens mindestens zeitweilig darin ein Subsistenzmittel liegen. Beispiel ist der Apostel Paulus, dessen Nachfolge hierin Zwingli forderte. Locke empfahl Lernen eines Handwerks oder einer Kunst; Rousseau desgleichen. — Die vorbereitenden höheren Bildungsanstalten sollten für diejenigen unentgeltlich sein, welche kraft ihrer Fähigkeiten aus der allgemeinen Elementarschule zur weiteren Ausbildung tüchtig erachtet würden, damit aufser für die gelehrten Berufe auch für die schöpferische Arbeit des Erfinders, die dispositive des Unternehmers die besten Kräfte gesichert seien.

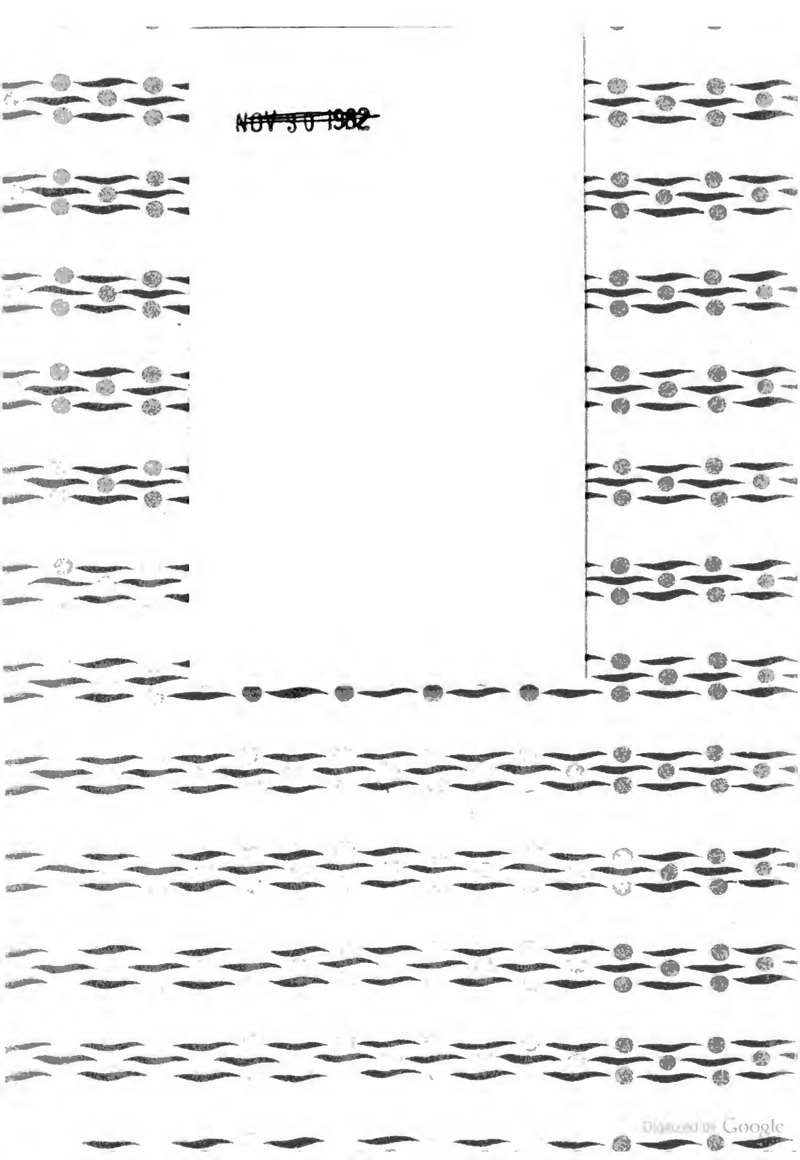
Bleibende psychologische Bedeutung der Religionen.

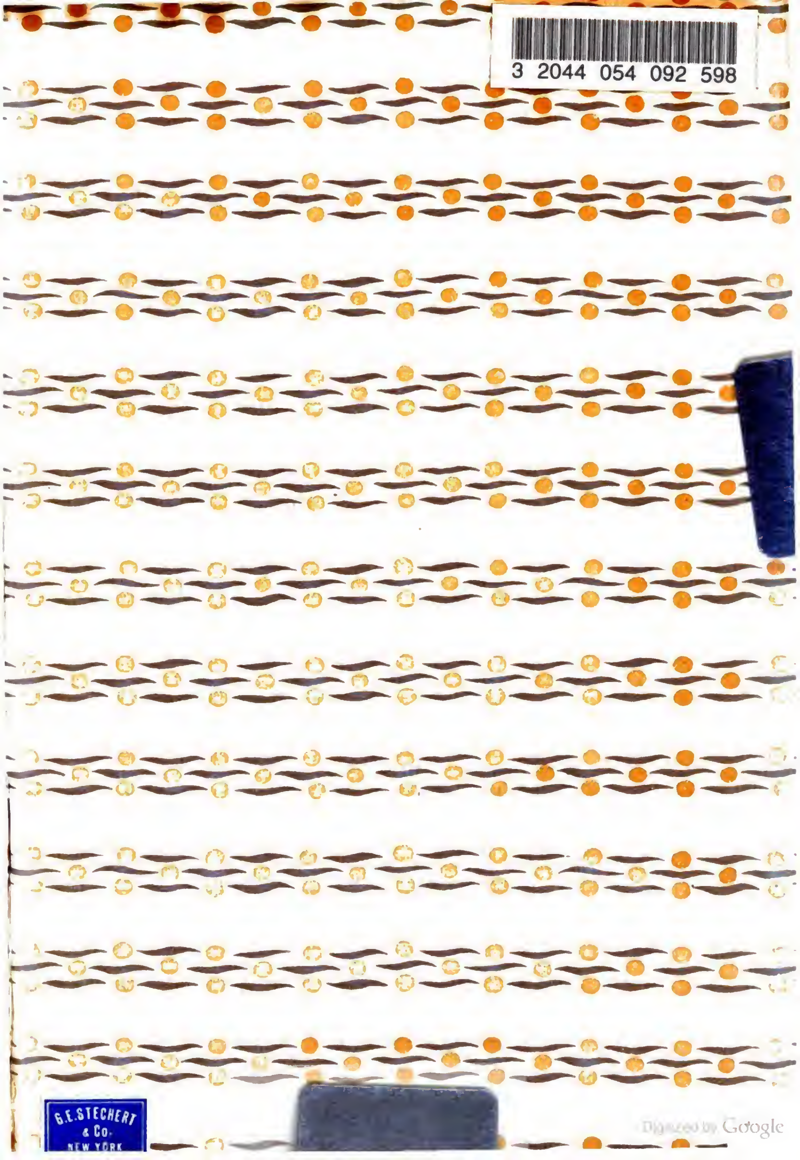
Dafs wir uns noch heute gut in die religiöse Urempfindung der Menschheit, die soviel bei den wilden Völkern fortlebt, zu versetzen im stande sind, ist S. 14 f. mit Beispielen belegt. Von Steinen hat daran erinnert, dafs der Glaube an die Realität der Träume das Denken der Naturvölker mit dem Prinzip der Zauberei vertraut macht. Karl Ph. Moritz hat in Anton Reiser vorzüglich die Wurzeln religiöser Mystik herausgestellt. »Reiser hatte Gefühle für Freundschaft, für Dankbarkeit, für Grofsmut und

edle Entschlossenheit, welche alle ungenutzt in ihm schlummerten, denn durch seine äufsere Lage schrumpfte sein Herz zusammen. Was Wunder, dafs er sich in einer idealischen Welt wieder zu erweitern und für seine natürlichen Empfindungen Raum suchte, indem er Romane und Komödien Tag und Nacht las und Schauspielaufführungen besuchte.« Ein ähnliches Auswirken innerer Triebe und Unruhe liegt in vielen abergläubischen Gebräuchen der heutigen Wilden vor. So wird vor einer wirklichen Jagd eine symbolische auf Tierbilder abgehalten. Ein Zulu, der Vieh kaufen will, kaut ein Stückchen Holz, um das Herz seines Gegenparts zu erweichen. Ein Regenzauber besteht unter anderem darin, dafs man zwei Männer zur Ader läfst, was das Fliefsen des Regens darstellt. Ein Gesang beim Mahlen des Getreides, der das Geräusch der Mahlsteine nachahmt, macht, dafs das Mahlen besser geht. Amulette wirken durch symbolische Übertragungen: mit einer Kette von Jaguarkrallen um den Hals ist der Jäger stark wie der Jaguar. Dafs der Glaube an Zauberkräfte von Krankheiten zu befreien vermag, erleben wir bis in die Gegenwart hinein, nicht blofs bei Wilden (Heilungswunder in Lourdes und sonst). Dafs sie auch zum Tode wirken können, kommt noch immer vor. Der unwissentliche Genufs von tabuierten Früchten hat nachträglich, als die Übertretung den Tätern bekannt wurde, gelegentlich deren Tod herbeigeführt. Dafs die Kunde angetaner Verzauberung das Opfer wirklich krank machen kann, ist mehrfach bezeugt. Ein Medizinmann rief einem ihn neckenden jungen Indianer zu: Du wirst in 6 Tagen sterben. Der junge Mann wurde stiller und stiller, legte sich hin und wurde krank, und überzeugt, dafs ihm ein Stein ins Herz geschossen sei, starb er noch vor 6 Tagen an Melancholie. Wie religiöses Erleben durch Wunsch entsteht, hat K. Ph. Moritz so geschildert: »Anton wiegte (als 15—16jähriger Mensch) sich oft selbst in den süfsen Empfindungen von dem Schutz eines höheren Wesens ein, dafs er Regen und Frost und

Schnee vergafs und sich in der ihn umgebenden Luft wie in einem Bette sanft zu ruhen schien.« »Der Roman, den die frömmelnde Phantasie der gläubigen Seelen mit dem höchsten Wesen spielt, von dem sie sich bald verlassen und bald wieder angenommen glauben, bald eine Sehnsucht und einen Hunger nach ihm empfinden, und bald wieder in einem Zustand der Trockenheit und Leere des Herzens sind, hat wirklich etwas Erhabenes und Grofses und erhält die Lebensgeister in einer immerwährenden Tätigkeit, so dafs auch die Träume des Nachts sich mit überirdischen Dingen beschäftigen, wie denn Reiser einst träumte, dafs er in die Gesellschaft der Seligen aufgenommen war, die sich in kristallenen Strömen badeten. — Wenn er nun manchmal durch seine äufseren Umstände traurig und mifsmutig gemacht war und ihm keine Lektüre schmecken wollte —, so frischte sich seine erstorbene Phantasie wieder (an der Bibel und den Liedern der Madame Guyon) auf.«

In Mythologien und Religionen steckt so eine Fülle von Gefühl und Phantasie, die neben der Poesie und Kunst eines Volkes für unsere eigene Bildung stets wichtig bleibt. Man lese daher die Bibel, aber mit dem Geist wissenschaftlicher Bildung, hebe hervor, was einst für wahr gehalten wurde und was noch brauchbar für uns ist, ohne alle Umdeutung. Jesus bleibt uns auf diese Weise vertraut mit seinem Zug zur Menschenliebe, mit den (oft nicht haltbaren) Hinweisen auf die Liebe Gottes zu den Menschen. Ebenso können die anderen Religionsbücher verwendet werden. »Wir leben von fremden Religionen,« dies Wort Renans hat eine Wahrheit. Die religiösen Gefühle sind in uns da und regen sich oft noch in alter Weise. Durch jenes freundliche Sichabgeben mit allen Religionen werden sie in ihrem Grundzug (Hoffnung) erhalten und zugleich davor behütet, sich von Wissenschaft wieder zu befreien, was auf die Dauer nicht vorhalten würde.




3 2044 054 092 598
G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK
Digitized by Google